



Heimatgruß



**Jahrbuch der
Deutschen aus Litauen**

1978

DIE RAUTE

Nachrichtenblatt
der Deutschen aus Litauen

Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle der Landsmannschaft in 5760 Arnsberg 2, Rathaus, Zimmer 10, entgegen.

Heimatgruß 1978

Liebe Jahrbuchempfänger, liebe Landsleute, lieber Leser!

DANKE

daß Sie dieses Büchlein in Empfang genommen haben.

BITTE

denken Sie dran, daß es aus den von Ihnen bezahlten Eigenmitteln lebt:

für jedes Exemplar zahlen Sie bitte

DM 5,—

auf das Konto:

Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen e. V.

— Sonderkonto Heimatgruß, 2839 Freistadt —

Postscheckkonto Hannover 47 03 - 308

DARÜBER HINAUS

helfen Sie fein mit, daß unser und Ihr Jahrbuch auch künftig gut und regelmäßig erscheint, wenn Sie die Summe kräftig nach oben aufrunden.

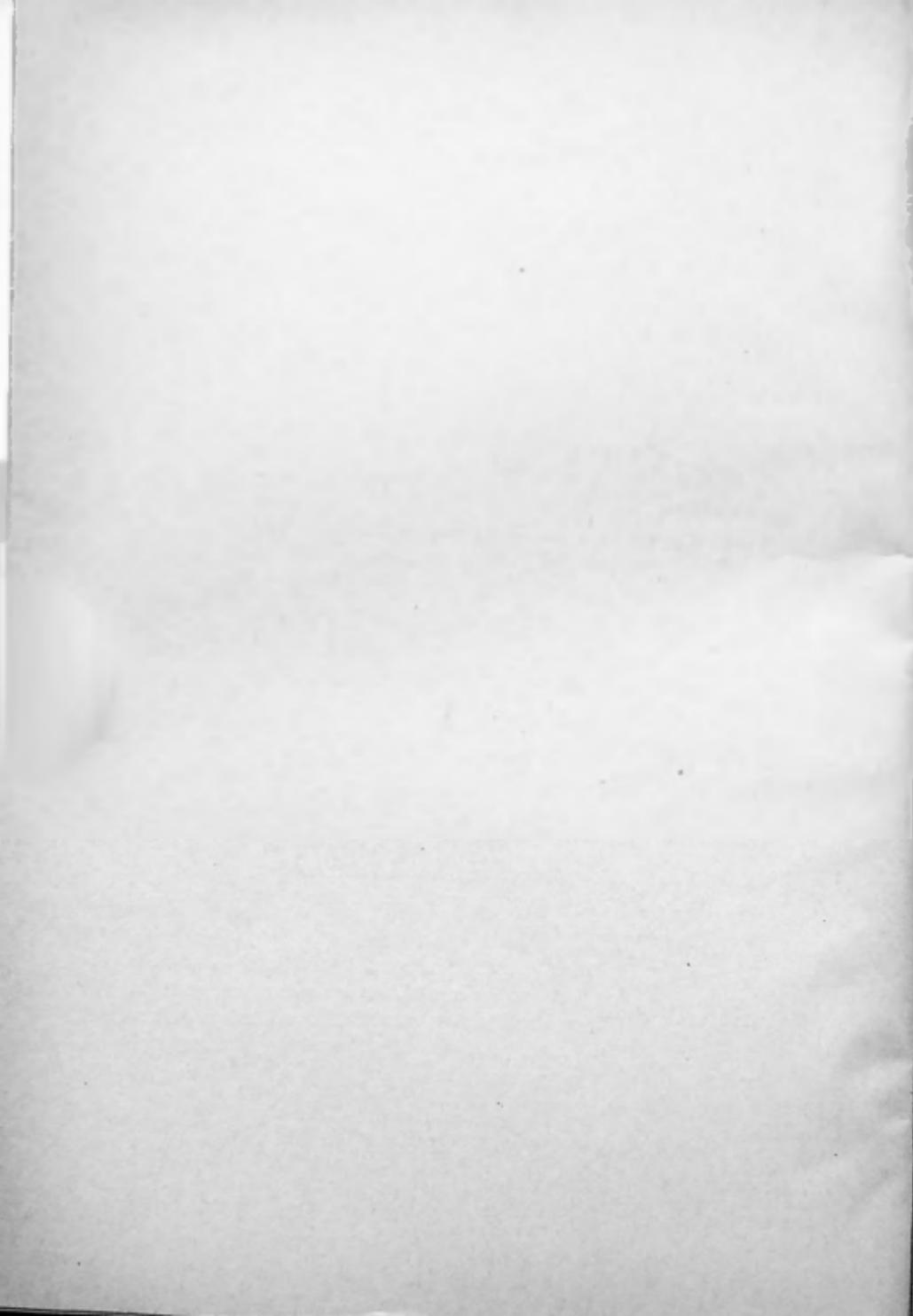
DANKE!

Wir empfehlen Ihnen:

1. **Namen und Absender-Adresse deutlich auf den linken Einzahlungsabschnitt der beigelegten Zahlkarte einzutragen.**
2. **Falls Sie kein Postscheckkonto haben, können Sie gerne auch per Bank- oder Sparkassenanweisung auf unser Postscheckkonto direkt anweisen.**
3. **Und falls Sie im Auslande wohnen, bitten wir — soweit gestattet — uns Banknoten brieflich zuzusenden, andernfalls erbitten wir Überweisungen — keine Schecks! Da kostet bei uns die Einlösung so viel, daß Ihr Einzahlungsbetrag unverhältnismäßig arg gemindert wird.**

Mit herzlichem Heimatgruß!

Ihr Redaktionskollegium



Heimatgruß

Fahrerbuch
der Deutschen aus Litauen
für 1978

Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen

Anschriften

der „Heimatgruß“-Redaktion
Jahrbuch der Deutschen aus Litauen

Alfred Franzkeit, P.
2839 Freistatt Nr. 39
Telefon (0 54 48) 82 73

und

Frau Edith Kurfert
Voßstraße 6
2850 Bremerhaven
Telefon (04 71) 3 34 28

Die Bilder und Fotos in diesem Büchlein wurden uns dankenswerterweise zugeleitet von:

Graf Wilhelm von Krockow, Moers-Kastellaun; Herrn Oswald Olechnowitsch †, Augsburg; Herrn August Paschakarnis, USA; Herrn Waldemar Scheffer, USA; Herrn Paul Schwed, Wattenscheid

Herausgeber Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen

Redaktionskollegium: Edith Kurfert, Voßstraße 6, 2850 Bremerhaven;
Elisabeth Josephi, 3203 Sarstedt, Wellweg 5 a
Alfred Franzkeit, 2839 Freistatt Nr. 39.

Druck: Gerhard Rautenberg, 2950 Leer (Ostfriesland)

In eigener Sache

„Dievas davė dantis — Dievas duos duonos“ — so lautet ein litauisches Sprichwort. Zu deutsch: „Gott gab Zähne — ER wird (auch) Brot geben.“

Haben Sie schon einmal Sprichwörter und Redensarten gesammelt? Nein? Aber, aber... Sie gebrauchen ja ständig solche. Immer sehr trefflich — oder gar treffsicher. Denn Sie und ich, wir aus Litauen, sind in einer ganz naturverbundenen Lebenswelt aufgewachsen, so daß wir die alte Volksweisheit „mit der Muttermilch eingesogen haben“ (schon wieder so eine besondere Redewendung!).

Wenn wir also solche Weisheit, die schlicht und gut bewährt im einfachen Volke steckt und lebt, ebenfalls noch bis heute haben — dann siehe oben: jetzt kommt es auf das Brot an! Zähne haben wir, d. h. Sprichwörter und allerlei Wissen. Brot aber fällt bekanntlich nicht vom Himmel; die Zeiten, da das Manna mit dem Frühlau dalag, sind arg lange zurück... Brot muß beackert werden, gedüngt und gesät werden. Brot mußte stets in harter Arbeit geerntet werden — manchmal mit Freuden und vielem salzigen Schweiß, manchmal mit viel Kummer und sorgensauerer Tränen. Wissen Sie noch, wie das war?

Schreiben Sie dem „Heimatgruß“, wie es war, wie es jetzt so geht. Legen Sie Fotos bei. Vielleicht kann dann das nächste Jahrbuch als Thema haben: „Ausgezeichnet!“

Und Sie sollten dazu alles Erdenkliche schreiben, was Ihnen nur einfällt! Denn Ihr „Heimatgruß“ kann allemal nur das erzählen, was Sie ihm geschrieben haben! Ob Sie einmal probieren, als Überschrift ein deutsches oder gar litauisches Sprichwort anzusetzen? Und dann erzählen Sie, schreiben Sie nieder, was an Erleben, Erfahrung, Interessantem Ihnen dazu einfällt. Ich will es gerne danach ein wenig ordnen, für den Druck herrichten, umschreiben — ganz wie Sie wünschen!

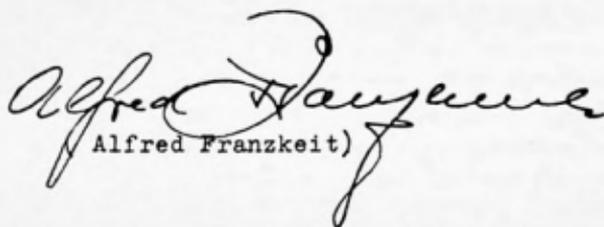
Vom Brot habe ich Ihnen geschrieben. Dabei fällt mir das böse Sprichwort ein: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing.“ Ich erinnere mich, daß man vor Zeiten manchmal gezwungen wurde, dann ein fremdes Lied zu singen. Sagen Sie bitte: sind diese

Zeiten endgültig vorbei? Wird niemand mehr gezwungen, steht niemand mehr unter einem Zwang? Mit anderen Worten: ich frage Sie, ob Sie sich der Freiheit erfreuen, ja, ob Sie sich darüber freuen, daß es uns so freiheitlich gut geht? Und wenn ich so frage, dann geben meine Gedanken zurück in das Land der alten Heimat, die ich grüße; dann umfängen meine Gedanken die jetzige neugewonnene Heimat, die ich grüße; dann wandern meine Gedanken bis in die ewige Heimat, die ich von ferne grüße...

Sie, liebe Leser dieses Büchleins, und wir, die Redaktionskollegen in der Vorbereitung und Verwaltung Ihres Jahrbuches, sind ja nicht nur durch diesen „Heimatgruß“ (und er ist der 22. in der Reihe) miteinander verbunden; wir haben noch viele andere Gemeinsamkeiten, derer wir uns immer dann erfreuen, wenn wir uns begegnen, wenn wir uns Briefe schreiben, wenn wir voneinander hören und wenn wir aneinander denken. Lassen Sie uns unsere Gemeinsamkeiten pflegen!

Das ist es, warum dieses vorliegende Büchlein berichtet und erzählt: „Mein Heimatdorf — meine Heimatstadt.“

Ihr



Alfred Franzkeit)

„Wir lieben die Orte unserer Kindheit, die Dörfer und Städte, in denen wir aufgewachsen sind. Wir lieben sie von der neuen Heimat aus, die wir gefunden haben, und sind ihnen treu: nicht nur ihrem Bilde von damals, das unser Gedächtnis bewahrt hat, sondern auch ihrer veränderten heutigen Gestalt. Denn die ‚alte Heimat‘ war Gottes Gabe an uns.“

Bischof D. Kurt Scharf, West-Berlin, 1975

GRUSS AN DIE PATENSTADT

Die große Stadt Arnberg umschließt nun seit geraumer Zeit auch jene Stadt, in welcher das Patenschaftsverhältnis zwischen ihr und den Deutschen aus Litauen ihren Anfang genommen hat: Neheim-Hüsten. In diesem Stadtteil sind wir Litauendeutsche bereits gut angewachsen und haben bleibende Wurzeln geschlagen. Daß uns dieses möglich war, dafür möchten wir mit diesem Grüßen unseren Dank aufs neue sagen.

So grüßen wir den Herrn Bürgermeister, mit dem uns Herzlichkeit verbindet; wir grüßen den Herrn Stadtdirektor, dem wir für aufmerksames Verständnis danken; wir grüßen die Stadtväter — die gewählten und die „beamteten“ — mit der Bitte um Kontakte; wir grüßen die Bürger unserer Patenstadt und freuen uns, daß wir Ihre „Mitbürger“ sein dürfen; wir grüßen die Fremden, die „Gastarbeiter“, die Ausländer und die nur für kurze Dauer in unserer Patenstadt Weisenden, denn wir sind Ihre Schicksalsgenossen.

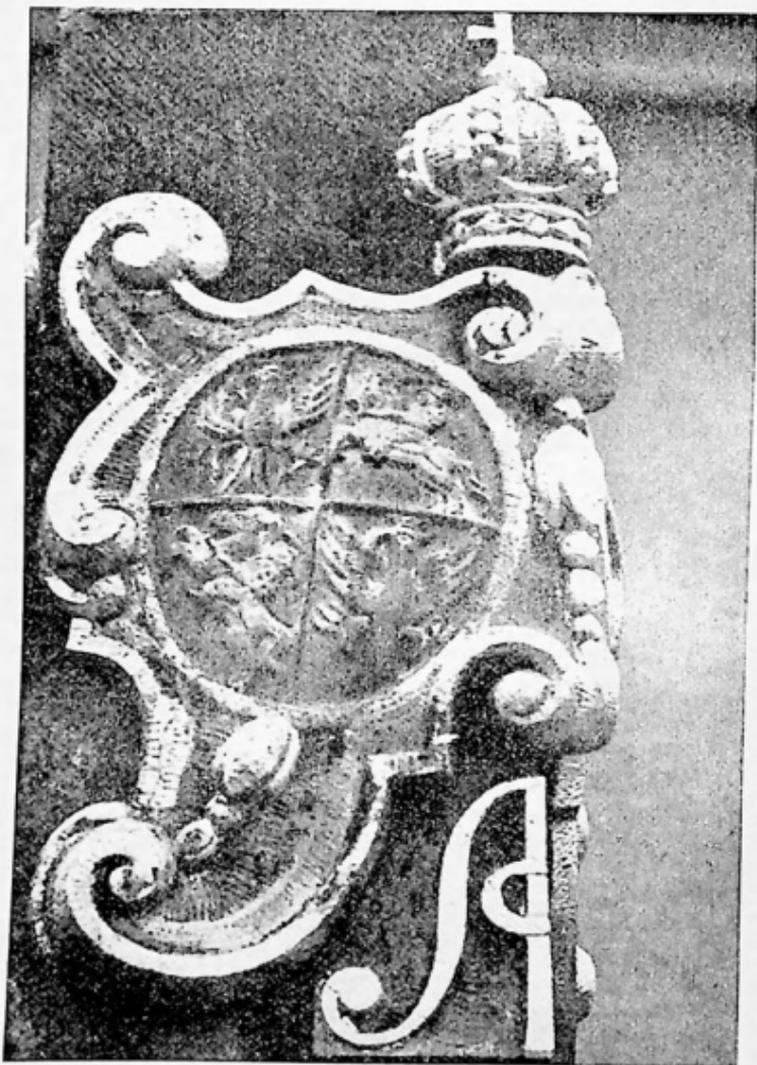
Heimat auf Erden haben und behalten zu dürfen, ist ein wahres Gottesgeschenk. Heimat im Vaterlande neu zu finden, war und ist das Glück der Deutschen aus Litauen. So grüßen wir schließlich jene Bewohner der Stadt, die aus unseren Reihen gekommen sind, und bitten Sie, stellvertretend für uns alle zu zeigen, daß wir in Arnberg/Neheim-Hüsten eine landsmannschaftliche Heimat gefunden haben.

Mit herzlichem Heimatgruß!

Ihr

REDAKTIONSKOLLEGIUM

Freistatt, im Oktober 1977



Das Wappen der polnisch-litauischen Union, in Sachsen fotografirt!

Frischer Frühlingswind in Litauen vor 60 Jahren

Deutsche Mitwirkung an der Restauration des Staates Litauen

Ich erinnere mich . . . Am 5. November 1916 wurde durch Deutschland und Österreich-Ungarn die Restauration des Königreichs Polen proklamiert. Das war Signal und Hoffnung für die Litauer. Im Gegensatz zu den Litauern hatte es den Polen nie an Fürsprechern in Berlin und Wien gefehlt. Viele Polen standen im diplomatischen, militärischen und sonstigen Staatsdienst der beiden Kaiserreiche und machten ihren Einfluß für ihr Volk geltend. Zu den einflußreichsten zählten Graf Bogdan von Hutten Czapski, Feldmarschall Graf Stanislaus Szeptycki, der eine hohe Stellung in der Militärverwaltung Lublin hatte und dort mehr die polnische als die deutsche Sache vertrat. Zu diesen ist noch Fürst Lichnowski im Außenministerium in Berlin zu zählen. Hutten Czapski diente in der preußischen Gardekavallerie, sein Einfluß reichte bis in die nächste Umgebung des Kaisers.

In der Bewegung der Litauer haben Deutsche eine Rolle gespielt, die nicht zu unterschätzen ist. Der Volksdeutsche Baron Friedrich von der Ropp stand an ihrer Spitze. Er war von der gleichen Familie Ropp wie der bekannte Bischof von Wilna und war in Litauen (Kreis Birsen) begütert. 1916 hatte Baron v. d. Ropp Fühlung mit führenden Litauern, darunter Anton Smetona und Prälat Justin Staugaitis, aufgenommen und sich in den Dienst der litauischen Sache gestellt. Es war Ropp, der die erste Zusammenkunft zwischen litauischen Politikern und dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Zimmermann, zustande brachte, bei der auch Rittmeister Steputat (aus Memel) als zweiter Dolmetscher wirkte. Ropp galt als Vertrauensmann des Außenministeriums, aber auch des Generals Ludendorff von der Heeresleitung.

Die am 30. November 1917 gegründete „Deutsch-Litauische Gesellschaft“ geht auf die Initiative des Barons v. d. Ropp zurück. Als Mitglieder der Gesellschaft traten bei: Reichstagsabgeordnete (Zentrum) Mathias Erzberger (gen. Patron Litauens), Dr. Wilhelm Gaigalat, Freiherr von Richthofen, Prof. Max Weber, Oberst Noske,

Rittmeister Steputat u. a. Als Presseorgan der Gesellschaft erschien am 25. Oktober 1917 „Das Neue Litauen“. Der Leitgedanke der Gesellschaft war eine feste Freundschaft zwischen Litauen und Deutschland, unter Wahrung echter Souveränität des litauischen Volkes.

Am 30. Mai 1917 hatte Prinz Leopold von Bayern, der Oberbefehlshaber Ost, die Erlaubnis erteilt, in Litauen einen Volksrat zu bilden, der aus Litauern bestehen sollte, in dem aber auch die übrigen Nationalitäten (Deutsche, Polen, Juden und Weißrussen) vertreten sein sollten. Der Volksrat war als Hilfsorgan der deutschen Militärverwaltung gedacht. Die litauischen Wünsche gingen erheblich weiter. Sie wollten die Bildung eines Nationalorgans mit zivilen Befugnissen und daß die Vertretung des Landes von einer allgemeinen Konferenz der Litauer gewählt werde. Reichsregierung und Heeresoberkommando kamen dem litauischen Verlangen nach. Ein Organisationsausschuß der Litauer, der 21 Mitglieder umfaßte, trat am 1. August 1917 in Wilna zusammen. Die Teilnehmer wählten ein dreiköpfiges Kollegium, das mit den deutschen Dienststellen über die Art der Konferenz einberufung verhandeln sollte. Der Jurist Anton Smetona wurde zum Sprecher des Kollegiums bestellt. In den Sitzungen vom 18. bis zum 22. September 1917 konstituierte sich dann der LITAUENRAT (Lietuvos Taryba). Die Zahl der Mitglieder war auf 20 festgelegt worden. Die Anzahl der Vertreter der nationalen Minderheiten auf sechs.

Oberstleutnant Fürst von Isenburg-Birstein, der Chef der Militärverwaltung Litauen, der eine feierliche Adresse des Rates an den Oberbefehlshaber Ost übermittelt hatte, verlas die Antwort des Prinzen Leopold von Bayern, der den deutschen Wunsch zum Ausdruck brachte, in der festen Zuversicht auf den Sieg bei der Restauration des alten litauischen Staates mitzuwirken.

Die Dinge erhielten eine andere Wendung durch die Revolution in Rußland. Am 9. November 1917 diskutierte der Reichstag die Friedensmöglichkeiten mit der bolschewistischen Regierung in Moskau. Die Sozialdemokraten verlangten, daß die Fragen Kurland und Litauen in Friedensverhandlungen mit den Russen zu lösen seien. Aber es lag dem Reichstag die Erklärung des Litauenrates vor, die von einer staatlichen Bindung an Rußland nichts wissen wollte, und die Unabhängigkeitserklärung Polens war schon perfekt.

Auch die von den Litauern aus Rußland, Schweden, der Schweiz und Amerika vom 8. bis 20. Oktober 1917 in Stockholm abgehaltene Konferenz verlangte die Lösung ihres Landes von Rußland und billigte die Politik des Litauenrates. Eine weitere Litauerkonferenz fand im November 1917 in der Schweiz statt, an welcher der Präsident des Litauenrates, Anton Smetona, der Vizepräsident Saulys und die Prälaten Olšauskis und Steponaitis teilnahmen.

Die litauischen nationalen Forderungen kamen in einem Vortrag, den A. Smetona auf einem litauischen Abend 1917 im Hotel Adlon in Berlin hielt, zum Ausdruck: das litauische Volk sage sich von den Grenzen des historischen Großherzogtums Litauen los und verlange nur die ethnographischen.

Nachdem der Reichskanzler Graf von Hertling in der Reichstags-sitzung vom 29. November 1917 das Selbstbestimmungsrecht des litauischen Volkes im Auftrage des Kaisers anerkannt hatte, bat ihn der Litauenrat, bald seine Vertreter zur Beratung der zukünftigen Beziehungen empfangen zu wollen. Der Reichskanzler gewährte einer Delegation mit Anton Smetona an der Spitze die Audienz. Der erste provisorische Vertrag in Form eines Protokolls sollte das Ergebnis der Audienz sein. Er sah vor: a) Der Litauenrat erklärt selbst die Unabhängigkeit seines Landes und trennt es von allen früheren Bindungen; b) die enge Anlehnung des Staates Litauen an das Deutsche Reich.

Um diese Zeit wurde Fürst von Isenburg, Militärgouverneur von Wilna, durch den bisherigen Verwaltungsleiter Grodno-Bialystock, Rittmeister Theodor Hepp, ersetzt. Gleichzeitig wurde dieser Bezirk mit Litauen vereinigt. Diese Maßnahme ging auf die Initiative des Generals Ludendorff zurück, denn der deutsche Generalstab trat für ein starkes Litauen ein. Im Januar 1918 wurden die Bezirke Augustowo und Suwalki an Litauen angeschlossen. Danach sollte der Staat Litauen die früheren Gouvernements Wilna, Kowno, Suwalki, Grodno und Teile von den Gouvernements Kurland und Minsk umfassen.

Während Kurland, Livland und Estland sich durch ihre Volksvertreter für einen engen Anschluß an Deutschland und für Personalunion mit der kaiserlichen Dynastie Hohenzollern ausgesprochen hatten, bestanden bei den Litauern andere Wünsche. Sie vertraten ihre Interessen mit dem empfindlichen Nationalgefühl einer Nation, die auf

die große historische Vergangenheit ihres Großherzogtums zurückblicken konnte. Sie wollten ihren eigenen Fürsten auf dem Thron haben.

Ratspräsident Smetona meinte, daß er bezüglich der Staatsgrenzen eine Einigung mit Polen erzielen könne. Demgegenüber vertrat der bekannte Patriot Josef Gabrys, Vertreter der Litauer in der Schweiz, einen härteren Kurs: er wollte die Grenzen des historischen Großherzogtums Litauen und sprach von entlitauisierten Provinzen, die er mit deutscher Hilfe wieder relitauisieren wollte.

Eine litauische Delegation war am 22. März 1918 in Berlin angekommen und notifizierte die Unabhängigkeitserklärung vom 16. Februar gemäß den Beschlüssen vom 11. Dezember 1917. Die Kaiserliche Anerkennungsurkunde folgte am gleichen Tage. Der Kaiser erhielt ein vom Ratspräsidenten Smetona und den Mitgliedern Vileišis und Prälat Staugaitis unterzeichnetes Danktelegramm. Kaiser Wilhelm II. honorierte die Depesche mit der Antwort, er freue sich, durch den Siegeszug seiner Armeen Litauen vom russischen Joch befreit zu sehen und es nunmehr als souveränen Staat anerkennen zu können.

Nach der Kaiserlichen Anerkennung schien die Existenz des Staates Litauen perfekt zu sein. Der Litauenrat wurde nun in Staatsrat (Valstybės Taryba) umbenannt. Die Reichsregierung ließ drei Korps russischer Soldaten litauischer Nationalität (Kriegsgefangene) bilden, auf die der litauische Staat sich hätte stützen können. Erlaubnis zur Bildung der litauischen Armee und Zensur waren gewährt worden.

Auf der Vollsitzung vom 28. Oktober 1918 ging der Staatsrat daran, eine provisorische Staatsverfassung auszuarbeiten. Der Staat Litauen sollte, der nationalen Tradition gemäß, konstitutionelle Monarchie werden. Provisorische oberste Staatsgewalt ist der Ministerrat. Am 5. November 1918 wurde Augustin Voldemaras zum Ministerpräsidenten bestimmt.

Die Litauer, abgesehen von wenigen Sozialisten und Genossen, waren für die monarchische Staatsform. Wenn die Monarchie, wer soll dann der Großherzog oder der König von Litauen werden? Diese heiße Frage beschäftigte die Öffentlichkeit in Litauen, Deutschland und Europa. Die Monarchie, begründet durch die Geschichte, ist die Tradition der litauischen Nation. Auf dieser Tradition beharrten die Litauer, sie wollten ihren König haben. Einmal hatte Litauen seinen

König gehabt, nämlich König Mindaugas, dem der Papst 1213 die Königswürde verliehen hatte. Großherzog Vitold (Vytautas) sollte die Königskrone aus der Hand des Kaisers Sigismund empfangen. Als Krönungstag war der Tag der Mariengeburt am 8. September 1430 bestimmt. Diesen Tag hat Vitold nicht erlebt, er starb kurz vor den Krönungsfeierlichkeiten, nachdem er bei einem Ausritt verunglückte. Litauische Patrioten, auch heute, betrachten den Wunsch Vitolds, das Großherzogtum in den Rang des Königreichs zu erheben, als sein nationalpolitisches Testament, das zu vollstrecken ist.

Prälat Michael Krupavičius, der ehemalige Forst- und Landwirtschaftsminister, schreibt in seinen „Erinnerungen“: 1918 hielt er einen politischen Vortrag in Mariampol. Die Zuhörer interessierte nur das — wer wird der König von Litauen sein? Er fragte seine Zuhörer: „Wen wollt ihr zum König machen?“ Da sagten die vielen Stimmen: „Rittmeister Skomski!“ Skomski war Besitzer des Gutshofes Karalenke bei Mariampol und ehemaliger Offizier des kaiserlich russischen Husarenregiments in Mariampol. Gerne sprach er mit seinen Landsleuten litauisch und so machte er sich beim Volk beliebt.

Es gab eine litauische Fürstenfamilie, die ihre Abstammung vom Großherzog Gedimin ableitete — es war Fürst Jan Gediminas-Biržanskis-Klausutis. Dieser zeigte aber keine Neigung zur Politik, und er war verarmt. Der Staatsrat ging stillschweigend an seiner Person vorbei. Der Staatsrat dachte politisch — und etwas wirtschaftlich, er dachte an einen deutschen Fürsten königlichen Geblüts und — reichen Fürsten. Der Reichstagsabgeordnete Mathias Erzberger, Freund des litauischen Volkes, wußte einen Königskandidaten namhaft zu machen. Er nannte dabei Wilhelm Herzog von Urach und Graf von Württemberg, General der Kavallerie, der einer Nebenlinie des königlichen Hauses Württemberg entstammte und, dem Wunsch der Litauer entsprechend, katholisch war. Der Herzog hatte zwei Söhne.

Am 2. Januar 1918 hatte Kanzler von Hertling im Reichstag erklärt, Herzog von Urach sei ihm als Anwärter für den litauischen Thron genannt worden und er nehme Interesse an ihm. Zu den Förderern des Herzogs gehörte auch der bekannte Journalist Viktor Naumann, der als Vertrauter des Reichskanzlers galt, aber auch in Wien einflußreich war. Um diese Zeit hatte auch Prinz Joachim es übernommen, seinen Vater, den Kaiser, für die Kandidatur Urachs günstig zu stimmen.

Am 4. Juni 1918 beschloß der litauische Staatsrat, dem Herzog von Urach die litauische Königskrone formell anzubieten. Inzwischen nahm sich auch die Presse der Kandidatur Urach an. Die „Vossische Zeitung“ bemerkte am 29. März 1918, der Herzog von Urach sei der aussichtsreichste Kandidat auf den litauischen Thron. Das „Stuttgarter Tageblatt“ brachte am 25. März 1918 einen Stammbaum, der die Verwandtschaft des Herzogs von Urach mit der litauischen Dynastie Gedimin beweisen wollte.

Am 1. April 1918 empfing der Herzog von Urach die litauische Delegation in Freiburg, die ihm die Königskrone anbot. Der Herzog nahm sie an. Er sollte bei seiner Inthronisation den Namen Mindaugas II. annehmen und sich verpflichten, das Volk auf der Basis der vom Staatsrat im Einverständnis mit ihm ausgearbeiteten Konstitution zu regieren. Legislative und exekutive Macht sollte zwischen König und Parlament (Seimas) geteilt sein. Der König dürfe Minister und hohe Beamten nur aus Litauen berufen. Die Kinder des Königs sollen litauische Schulen besuchen, sollten aber die Möglichkeit zum Studium im Ausland haben.

Am 15. Juli 1918 erschien Prälat Casimir Saulys, der Vizepräsident des Staatsrates, beim deutschen Gesandten in Wilna, Herrn von Sanden, und überreichte ihm ein Schreiben an den Reichskanzler, daß der Staatsrat den Herzog von Urach am 13. Juli 1918 zum König von Litauen gewählt habe und ihn nun durch eine Kommission einladen werde, alsbald den Thron zu besteigen. Die Militärverwaltung in Wilna gestattete die Reise der Delegation zum Herzog nicht, mit der Begründung, der Staat Litauen sei von der Reichsregierung formell noch nicht anerkannt.

Die deutschen Sozialdemokraten waren gegen die Entwicklung in Litauen zum unabhängigen Staat. Ihre Zeitung „Internationale Korrespondenz“ vom 19. August 1918 bezeichnete die Litauer als Halbrussen, Wilna als eine „polnisch-weißrussisch-jüdische“ Stadt; sie hielt für den besten Ausweg, Wilna und Litauen an das bolschewistische Rußland abzugeben.

In der „Germania“ vom 3. September 1918 wurde ein Artikel von Josef Puryckis aus der Zeitung „Lietuva“ abgedruckt, in dem erklärt wurde, der Litauische Staatsrat habe die Königswahl vollzogen. Die gefaßten Beschlüsse könnten nicht mehr geändert werden, denn die gewollte Wahl des Herzogs von Urach zum König von Litauen habe



Mindaugas II.

Herzog Wilhelm von Urach — 1918 gewählter König von Litauen



bewiesen, daß die Litauer wirklich willens seien, in enge und freundschaftliche Beziehungen zum Deutschen Reich zu treten.

Es schien für Litauen alles auf dem besten Wege zu sein, die Königskrone zu erlangen. Der verlorene Krieg Deutschlands hat den Dingen einen anderen Lauf gegeben. Litauen geriet unter den Einfluß der Siegermächte. Abgesehen davon, daß Paris und Washington grundsätzlich gegen die Monarchie waren, konnten sie es nicht sehen, daß ein Fürst deutscher Herkunft König von Litauen wird. Aus militärischen und wirtschaftlichen Erwägungen mußte sich Litauen den Wünschen der Siegermächte anpassen. Daher faßte der Staatsrat im November 1918 den Beschluß: „Der Beschluß des Staatsrates vom 11. Juli, den Herzog von Urach zum König von Litauen zu berufen, gelangt nicht zur Ausführung. Die endgültige Lösung dieser Frage bleibt der konstituierenden Nationalversammlung überlassen.“

Die Nationalversammlung beschloß am 12. Juni 1920 eine Republik zu errichten. Die Invasion der Roten Armee brachte ihr 1940 den Tod.

ELSE JUSCHAS:

Erfahrungen

Die Heimat ist mir fremd geworden. Aber die Erinnerung ist größer. Soll ich nun die Erinnerungen anderer Leute lesen? Oder soll ich selber erzählen, was mich bewegt, wenn mich ein „Heimatgruß“ erreicht? Die Vergangenheit — es ist nicht irgendwelche! Nein, es ist ja meine Vergangenheit, es ist mein Leben. Und dieses mein Leben hat einen tiefen Riß bekommen. Und damit fange ich an:

Ich bin Heimatvertriebene. Bin vor sieben Jahren in die Bundesrepublik Deutschland gekommen. Wo ich denn vorher war? Ja, es ist schon eine lange Zeit her, ich meine: seit dem Krieg. Und diese ganze Zeit habe ich unter russischer Herrschaft zugebracht. Gott sei Dank nicht alleine. Meine Familie war mit mir.

Der Einschnitt in mein Leben, das bis dahin in ruhigen, geordneten, alltäglichen Bahnen von Freud und Leid, Glück und Kummer, Sommer und Winter verlaufen war, kam mit dem Aufbruch aus all diesem Vertrauten, Heimatlichen. Im Jahre 1941 wurden wir umgesiedelt. Nicht von unserem Hof in eine neue Landwirtschaft, Lager, Lager, Lager... Durch elf Lager sind wir geschleppt worden. Wir waren nur in Pommern untergebracht. Was hieß da schon „Heimat“?

Im Jahre 1942 wurden wir von der Umsiedlungskommission zurückgeschickt — in die alte Heimat. Und im Jahre 1944 mußten wir alles lassen und als Flüchtlinge flüchten. Nur das Nötigste konnte auf einem Wagen mitgenommen werden; was wir uns in zwei Jahren wieder angeschafft hatten, mußten wir wieder stehen lassen. Und — was am meisten schmerzte — es blieb das ganze Getreide in voller Reife auf den Feldern stehen. Zur Ernte kam es nicht. Unser Leidensweg begann.

Im Jahre 1945 überholte uns die Rote Armee. Der Russe nahm unseren Treck gefangen. Das war in Polen. Doch hatte uns der Pole schon vorher alles abgenommen: die Pferde, den Wagen und alles, was wir im Wagen hatten. Meinem Mann hat ein Pole sogar den Wintermantel ausgezogen. Er blieb in dieser Winterszeit, unterwegs, im Anzug. Ja, und dann kamen wir in ein russisches Lager. Viele andere Flüchtlinge wurden ebenfalls dorthin verfrachtet. Man hielt uns hinter Stacheldraht und unter militärischer Bewachung.

Nach etlichen Monaten wurden wir entlassen: „Geht nach Hause!“, und wir gingen. Als wir zurückkamen, fanden wir kein Zuhause mehr. Unsere große Landwirtschaft, Haus und Hof wurden bzw. waren enteignet. Wir mußten unsere Unterkunft bei fremden Menschen suchen. Und was noch viel bitterer war: ich, die Bäuerin, ich bin Betteln gegangen, um meine Familie überhaupt ernähren zu können. Es war Winterszeit... Im Frühling gab es bei den neuen Bauern schon Arbeit, da mußte man nur arbeiten für das Essen. Dennoch waren meine beiden kleinen Kinder dem Verhungern nahe. Denn ich wurde durch die schwere, ungewohnte Arbeit — und wir Frauen mußten ja harte Männerarbeit leisten — in meinem schwachen Zustand fast sterbenskrank. Gott sei Dank, ich habe auch diese Krankheit

überstanden. Doch dann kam wieder ein Unglück. Mein Mann wurde von den russischen Behörden festgenommen. Nur deswegen, weil unsere zwei Söhne zur Deutschen Wehrmacht eingezogen waren. Mein Mann wurde geschlagen. Und obwohl es Winter war, haben sie ihn in einen kalten Keller eingeschlossen, drei Tage, ohne Nahrung. Als er nach längerer Zeit aus dieser Inhaftierung entlassen wurde, war er ein Krüppel... An den Haftfolgen ist mein Mann verstorben.

Das Leben mußte weitergehen. Meine kaum 13jährige Tochter und ich wurden zur Kolchosarbeit eingesetzt. Und das war harte, schwere Arbeit. Zu essen hatten wir wenig, Geld hatten wir keines... Erst am Jahresende erhielten wir für unsere Arbeit einen „Lohn“ zugeteilt; etliche Kilo Roggenkörner! — Gewiß, das blieb nicht auf die Dauer so. Die Zeiten besserten sich schließlich doch. Etwa zehn Jahre später gab es auch Geld für die Arbeit. Aber um welchen Preis? Ich will's erzählen: Meine Tochter war jung; von der schweren Arbeit war sie nur Haut und Knochen. Die Kolchose (wir sagten immer: „Der Kolchos“) war fünf Kilometer weit entfernt. Wenn ab Herbst die Tage kurz waren, mußten wir beide des Morgens mit der Laterne zur Arbeit gehen; und wenn wir noch so müde und das Wetter noch so unwirtlich war — noch im Dunkeln ging's zur Arbeitsstelle. Wenn im Herbst und Winter das Getreide gedroschen wurde, kam diese meine Tochter manchmal erst nach Mitternacht, so um 2 Uhr herum erst nach Hause, verstaubt und abgekämpft. Aber am nächsten Morgen ging's in der Frühe wieder weiter... Neun Jahre hat sie in dieser Kolchose schuften müssen. Ich selber wurde früher entlassen, weil ich erkrankte und für schwere Arbeit untauglich wurde. Trotzdem: im Herbst mußte ich bei der Kartoffel- und Rübenernte helfen! Sonst hätten sie mir die armselige Wohnung gekündigt.

Einen Sohn hatte ich noch in Deutschland. Von der russischen Kriegsgefangenschaft war er gleich nach Deutschland zurückgekehrt. Das war dann die Hoffnung und die Möglichkeit, hier herauszukommen. Er schickte uns die Papiere, Erlaubnisscheine und das Visum und wie die Papiere alle hießen, damit wir zu ihm herauskämen. Ja, inzwischen waren meine beiden Töchter auch schon verheiratet. Viermal haben wir Anträge auf die Aus-

reise eingereicht. Beim fünften Male klappte es: durch die Unterlagen anerkannten die Russen, daß wir Umsiedler gewesen waren. Nun bekamen meine Töchter und auch ich — den Staatenlosenpaß! Von der Miliz wurden wir bewacht, daß wir ja unser Dorf nicht ohne Milizgenehmigung verließen! Auch nicht einen Fuß sollten wir hinaussetzen dürfen! Einmal fuhr unsere Tochter an einem Sonntag hinüber, um ihre Kusine zu besuchen, sie wohnte acht Kilometer entfernt. Aber irgendjemand muß es geschehen haben, daß sie von zu Hause wegging. Und prompt war nach zwei Stunden die Miliz im Hause! Natürlich hatte das Kind keine „Erlaubnis“... Auf die schroffe Befragung, wo meine Tochter hingegangen sei, mußte ich schließlich doch die Wahrheit sagen. Und der Miliziant hinterließ mir ein Schreiben des Inhalts, daß sie sich am nächsten Morgen bei der Obermiliz in Hleydekrug zu melden habe. Wie viele Tränen hat da meine Tochter geweint... Denn die Strafen konnten grausam sein. Nun, sie mußte schließlich unterschreiben, daß sie verwarnet sei; im Wiederholungsfalle, so wurde ihr angedroht, habe sie eine Geldstrafe von 500 Rubel zu entrichten oder sie gehe ins Gefängnis.

Ach, hier breche ich ab. Und doch schreibe ich weiter:

Im Land an der Memel habe ich einstmals gewohnt. Aber die Heimat ist mir fremd geworden. So viel Leid habe ich dort erfahren, so viele Tränen dort vergossen. Auch die Erinnerung fällt mir schwer auf mein Herz. Die Nachkriegsjahre, sie haben mir meine Gesundheit genommen. Ich trage an den Folgen. Ich bin herzkrank, stecke voller Rheumatismus am ganzen Körper und stehe in ständiger ärztlicher Behandlung. Ich bin 75 Jahre alt, und sehne mich nach den Meinen. Denn eine meiner Töchter ist noch dort, wo wir einmal „Heimat“ sagten. Sie bemüht sich um die Ausreise. Viermal wurde sie ihr abgelehnt. Jetzt läuft ein neues Gesuch. Ich möchte doch so gerne meine Kinder und Enkel sehen und umarmen, bevor ich sterbe.

Die Heimat ist mir fremd geworden. Meine Erfahrungen von der Heimat aber sind größer, als daß man sie beschreiben könnte...

Aufbruch ins Neu-Nomadentum?

Sicher haben auch Sie oft bemerkt, welch ein Glanz über ein noch so vergrümttes Gesicht zieht, wenn man beim Anblick des alten Bilderrahmens auf der Kommode nach dessen Herkunft fragt. „Der ist noch von zu Hause“, „noch von meiner Großmutter“ oder ähnlich ist häufig die Antwort. Und der Glanz bleibt beim Erzählen auf dem Gesicht und ist fast wie ein Schlüssel zum Wesen des Erzählenden. Eine ganze Welt verbirgt sich dahinter: eine Stadt, ein Dorf, eine Landschaft, Straßen, ein bestimmtes Haus oder vielleicht auch nur ein Zimmer, Menschen, Gesichter, Worte, Farben und Düfte. Vieles, was sich gar nicht auf Anhieb in Worten fassen ließe, webt das bunte Muster des Teppichs, der durch das Wort „Zuhause“ wie eine bergende Hülle — in irgendeiner Weise — den Menschen schützt. Oft hat dieses Muster ein Hauptmotiv, die Eltern, manchmal läßt sich kein genaues Motiv mehr erkennen, aber Geborgenheit, die dem Betreffenden als nachahmenswert, erstrebenswert erscheint, ist da.

Heimat, Heim, heimisch, anheimelnd, sogar das Wort Himmel soll aus dem altheimischen Heime (Heimat) entstanden sein. Das russische Sprichwort „Die ursprüngliche Heimat ist eine Mutter, die zweite eine Stiefmutter“ trifft den Kern des Heimatbegriffs. Etwa so, wie ein Kind ohne Vorbehalte und Vorbedingungen seine Mutter liebt. Wohl deswegen sind Kindheit und Heimat so häufig eins, denn nur in der Kindheit sind Eltern, Geschwister, Sprache, Landschaft, Nachbarn und Freunde wie selbstverständlich um einen herum, und durch diese Selbstverständlichkeit entsteht das Paradies der Kindheit. Erst die Fragen — der Baum der Erkenntnis — vertreiben uns aus diesem Paradies... Ja, aber die Erfahrung davon nehmen wir doch mit. Mag sein, daß sie lange nicht gebraucht wird; denn gute Erfahrungen haben in guten Zeiten eher schlechte Zeiten, aber in schlechten Zeiten erinnert man sich an sie oder begegnet einem dieser harmonischen Menschen, die bereits durch ihre Ruhe und Zuversicht anderen Mut und Hoffnung schenken. Spürt man den Quellen nach, aus denen solche Menschen ihre Stärke schöpfen, so liegen

sie meistens außerhalb greifbarer, materieller Grenzen. Man kann also diese innere Kraft und Zuversicht — und sie sind schlußendlich die wesentlichsten Vehikel für unsere Lebensfahrt — nicht wie ein Kleidungsstück kaufen und überziehen, sondern jeder muß sie sich selbst er-fahren. Wozu aber freiwillig und scheinbar nur zum eigenen Nutzen diese eigentlich niemals aufhörende Mühe auf sich laden? Nun, das Leben trägt keine Samthandschuhe und man kann niemandem helfen, wenn man sich nicht selbst zu helfen weiß. Die Erziehung von Zuhause, aus der Kindheit, wie einem andere durch ihr Vorbild halten, ist hierbei immerhin ein Wegweiser.

Seit geraumer Zeit höre ich allmorgendlich ein jämmerliches Weinen auf der Straße: ein kleiner Junge wird bei seiner Tagesmutter abgegeben. Er würde so gerne bei seiner Mutter bleiben, aber sie fährt zu ihrer Arbeit. So ergeht es sehr vielen Kindern hierzulande, schon wenn sie neun Monate alt sind. 60 Prozent der schwedischen Frauen arbeiten außer Hause. Glücklicherweise werden die Kinder geschätzt, die bei einer Tagesmutter wenigstens in einer pseudofamiliären Atmosphäre sind, aber auch die Tagesmutter bleibt nicht immer dieselbe, von den jeweils kurzfristig arbeitenden Praktikanten in den Tagesheimen ganz zu schweigen. Das 4. Gebot mag den Kindern als Hohn erscheinen und vielleicht sollte man es doch „modernisieren“: „Ehre deine Tagesmutter und deinen Freizeitpädagogen, auf daß es dir gut ergehe im Leben ...“ Vorausgesetzt, man weiß dann noch, was mit ehren gemeint ist. Trotzdem bleibt die Frage, woran diese Kinder bei dem Wort Zuhause, bei dem Begriff Heimat denken werden. Werden sie ihn überhaupt fühlen und denken können? Vermutlich mit anderen Begriffen, die sehr viel unsicherer und zumindest austauschbar sein werden: die Tagesmutter gegen die Heimmutter, diese wiederum gegen die biologische Mutter. Die Großeltern sind häufig nur Namen ohne Gesichter, und Erfahrungen mit ständig wechselnden Gleichaltrigen verschwimmen. Aber fragen werden auch diese Kinder, und der Baum der Erkenntnis wird auch sie aus ihrem „Paradies“ vertreiben, das aus Wechsel und Kollektiv besteht.

Mit anderen Worten: Du-und-ich-Stabilität contra Kollektiv und Wechsel. Die Waage der Wirklichkeit senkt sich zugunsten des

letzteren. Statt daß wir sesshaft bleiben, oft generationenlang in der gleichen Stadt, sogar im gleichen Haus, müssen wir z. B. häufig den Wohnsitz der Erwerbsmöglichkeit anpassen, müssen die Kinder schon deshalb oft Schule und Umgebung wechseln, was dem Wurzelschlagen nicht gerade förderlich ist. Allerdings würde dieser häufige Umgebungswechsel nicht so ins Gewicht fallen, sorgten Liebe und Zuneigung — und kleine Menschen sind Großverbraucher davon — für gefühlsmäßige Bindungen, doch gerade die individuelle liebevolle Zuwendung ist Mangelware. Hingegen sind Petroleumlampen, Stall-Laternen und geblünte Terrinen, kurz Großmütterchens Utensilien und Großväterchens Mobilhar hoch im Kurs, und das wird von aufgeklärten Leuten etwas verächtlich „Nostalgie“ genannt. Sehnsucht nach einer Zeit, aus der Sicht unserer Zeit — ohne Hetze und Technik, Sehnsucht nach Stille und Besinnlichkeit; eine verständliche Reaktion auf Zeitalter, die in ihrer technischen Wissenschaftlichkeit oder wissenschaftlichen Technik vielen Menschen unverständlich geworden sind. Und diejenigen, die von Haus aus wenig innere Orientierungshilfen mitbekommen haben, orientieren sich um so lieber an Äußerlichkeiten. Nichts gegen die Technik, Großmütterchen empfand die Elektrizität gegenüber dem Blaken und Putzen der Petroleumlampen als wohlthätigen Fortschritt!

Aber nicht anders wie dem Zauberlehrling ergeht es inzwischen dem Menschen mit seinen technischen Geistern: sie wollen ihn von Kind an in ihre Schablone pressen. Dabei gerät meistens das Gemüt, die Seele in die Klemme. Darin liegt unser gegenwärtiges Dilemma und der Ursprung der Neo-Nomaden: Die Maßstäbe der Technik sollen auch fürs Seelenleben gelten. In der Vorstellung, daß alles auf Erden leicht veränderbar und demnach machbar sei — denn so hat das Neu-Nomadenkind seine Jugend verbracht — wird ihm jeder Mensch durch einen anderen Menschen ersetzbar, wird der Freund eine Bekanntschaft unter vielen, wird die Arbeit zum Job, wird Geborgenheit zur äußeren Sicherheit. So muß der neue Nomade, wenn sein Leben einen Sinn haben soll, rastlos wechseln und wandern. Gewinn und Verlust sind für ihn nur meßbare Tatsachen, die sich durch äußere Maßnahmen ausgleichen lassen, er kennt keine innere Quelle und außerweltliche Mündung, und eine

seelische Selbsthaltung würde deshalb für ihn mit Angst verbunden sein. Sein uralter Vorfahr nomadisierte, bis er — es dauerte lange — gelernt hatte, sich die Erde nutzbar zu machen. Das ist der Ursprung des Wortes „kultivieren“. Fort- und Rückschritte der Menschen während vieler Tausende von Jahren haben die Pflüge und Urbarmachung vom Erdboden bis zur Pflüge und Urbarmachung von Geist und Seele vorangetragen zu dem, was wir unter Kultur verstehen. Deshalb ist das Selbstwerden des Menschen solch ein Meilenstein in seiner Geschichte. Die Leichtigkeit, mit der diese Kultur zwar geerbt werden kann, deshalb aber noch nicht unbedingt erworben zu sein braucht, hat ihren Wert offensichtlich vermindert. Der Neonomade empfindet die Vergangenheit und damit auch die bisher erreichte Kultur als Ballast. Deshalb fragt er auch nicht, um zu lernen und zu erfahren, sondern um abzulehnen. Das Tragikomische an seiner Existenz ist nur, daß er, obwohl er die bisherigen Erkenntnisse verleugnet, eine irdische Sicherheit für sich beansprucht, die ihn möglicherweise zu einem Gefangenen seiner selbst macht. Er ist nicht, wie sein Vorfahr, auf der Suche nach Geborgenheit, sondern auf der Flucht in die äußerliche Sicherheit.

Doch gerade diese Flucht verdeutlicht, daß der Mensch — Gott im Himmel sei Dank dafür — höchstwahrscheinlich doch kein technisierbares Geschöpf ist. Er braucht schwerlich eine Schablone, der er nachgeformt wird, weil er sich ja nach wie vor Vorbilder sucht. Götter, Gott, Goldenes Kalb, Heilige, Helden, Ideen, Ideologien, schwarze Magie, alle werden mit wechselndem Erfolg als Wegweiser im Menschenleben beansprucht. Um sie benutzen zu können, sollte man wissen, wohin sie führen, sonst werden die Umwege und Irrwege noch größer.

Sie und ich sind nicht heimatlos, obwohl wir die Heimat verloren, denn wir haben noch die Erfahrung des Heimatgefühls. Wie nomadenhaft sich unser Leben im Äußeren auch gestalten möge, diese Erfahrung hilft mit, im Gefühlsmäßigen, im Seelischen nicht Nomade zu werden. Nicht die Klage über die verlorene Heimat weitergeben, sondern deren Orientierungszeichen, die Liebe und das Zeithaben für einander selber wahr machen — das könnte manchen Neo-Nomaden vielleicht doch noch zum Innehalten und „kultivieren“ veranlassen.

Heimattreffen

Es waren beinahe fünfundzwanzig Jahre vergangen, da sich Hans und Franz aus der alten Heimat in der neuen Heimat auf einem Heimattreffen in Salzgitter-Lebenstedt begegneten. Ganz klar: das Wiedersehen der beiden Freunde war ein großes Ereignis.

„Wellkomm, wellkomm!“ war die erste Begrüßung, und dann sprudelten viele Worte. Man ließ sich an einem langen Tische in der rechten Ecke der großen Halle nieder — und dort vartellten sie sich stundenlang.

Hans schaut den Franz an und sagt: „Minsch, Minsch, dat freit mie, dat freit mie, lewer Franz, dat du uk doa best! Un nanu kenn wie ons so rechtich utvartelle“, und fügt hinzu: „Nu segg mie moal, wie jeiht die dat? Hast uk jebuut?“ — „Mien lewer Hans, goahne jeiht mie sehr goot, un en Huske heb ek uk jebuut, un dat steiht nu em Kinzigtal und dat es nanu uk mien Antowill — un doa sie ek nanu uk tohus“, und fragt gleich im selben Atemzuge: „Un du, hast du denn uk jebuut?“ — „Oaber joa, Franz, ek heb uk jebuut, un mien Huske steiht en Wesermünde.“ Darüber wundert sich Franz sehr und sagt: „Ohwei, ohwei, denn es oaber ons Derpke groot jeworde! Un fröher, doa weer dat Antowill blooß so kleen.“

„Joa, joa, lewer Franz, fröher un hiete — dat es en ganz grooter Unterschied!“ — „Na wat es denn dat far Unterschied?“ — „Na kiek die moal na linksch om un goah henn ton onse Mensche un red met si Plattdietsch! Doa jewe si die keine Antwort.“ — „Joa un warum jewe si denn keine Antwort?“ — „Na si schäme sich, dat se plattdietsche Mensche send!“ — „Oaber Hanske, es denn dat möjlich! Denn hochdietsch könne si doch uk nich richtig . . .“ — „Na Franz, du weetst joa, wenn man ent un dat andere nich kann und nich well, dann babbelt man ganz eenfach kuuderwelsch.“

„Hans weetst wat!“ — „Na wat denn, wat denn?“ — „Ek kann oaber uk plattdietsch singe.“ — „Na denn sing, Franzke, sing; oaber moak schnell un sing, sonst starft dat Leedke, un denn is it doot.“ — „Nanu paß op, Hanske, un kick hie op miene Hand: doa heb ek en Barbutt-

vogelke — un nu sing ek los! Baarbuttvoagelge, fleej op, fleej op, dien Huske brennt, dien Speckche sengt un diese Kinderkes die griene om dat Botterbroot.“ — „Minsch, Minsch, Franz, dat Leedke es noch von fröhre Tiede.“ — „Dat stemmt, Hanske, denn dat Leed es noch von fröher — und der Bohnekaffee, dem wie nu drinke, der es von hiete.“ — „Minsch, Franz, doa mott ek die wat varrelle; oaber far keinem wieder segge? Sonst lache mic de Minsche ut un segge: Der es oaber domm! Fröher, noch tohus, doa heb ek kein Kaffee jekennt, denn weil it bie ons emmer to Fröhstück Melksopp jewe hat.“ — „Na Hans, du denkst, dat weer bie ons anderscht? Denn bie ons jeff it morjens emmer Gretz met Melk. Un manche Minsche hebbe denn jelacht und denn hebbe se jesecht: ‚Gretzke moakt lostich — oawer schwach op de Beene!‘“ — „Dat stemmt nich, lewer Franz, dat stemmt nich! Denn ek weer von de Sopp so stark wie en Peerd!“ — „Joajoa, ek weet, dat du stark weerscht, Hanske. Oaber hiete fehlt ons noch blooff de rechte Melksopp, denn it fehlt uk dat Brot von dat oale Tohus — un hier mott wie emmer Pierack eete, un doa es doch nuscht to biette.“

„Wat hast du doa jesecht, hier jefft dat Brot nich?“ — „Doch, doch! Dat Brot kann man bie ons en Bremeraven köpe, un dat schmeckt wie tohus jebacken.“ — „Ach du lewer Hans, ek kann doch nich vom Bodensee an de Nordsee koame, un mic von doa Brot hole!“ — „Joa, joa, Franz, so jeiht dat op de Welt: der eine hat dem Biedel und der andere hat dat Jeld.“ — „Lewer Hans, dat jeiht joa goar nich om dat Jeld, uk nich om dat Brot; denn it jeiht om de Jejend un om de ehre Sproak.“ — „Wat es denn dat far ene Sproak?“ — „Na, Hans, weetst du denn nich?“ — „Neenee, weet ek nich . . .“ — „Na dat es doch de Alemanisch Schwäbischwürttembergisch! Und doa kann ek nuscht varstoane. Un so kehm ek op dem Gedanke un wull neinzehnhundertdreiunfuffzig noa Kanaada utwandere. Denn op ‚en beske‘ secht man hier ‚eppis‘ und op ‚jennem‘ — ‚sellem‘ un so wieder . . . Un noch mehr . . . Un dise Minsche hebbe jesecht, dat wie von doa koame, wo de Welt met Bredder tojenoagelt es.“ — „Oaber Franz, dat hebbe de Minsche in Norddietschland uk jesecht. Un op eene kleent Merjelche segge si ‚Dörn‘, op ‚kleen‘ — ‚lütt‘, un op den Schoh — ‚Schau‘.“ — „Na Hanske, denn es uk enegoal, en welch Utland wie hucke jebewe send. Un nu heb ek mic uk en Wietkicker jekooft; un wenn ek doa rennkieck, denn seh ek Kanaada, Brausilije un uk de ganze Welt.“ — „Dat stemmt, lewer Franz, nanu könn wie de ganze

Welt dorch dem Wietschner bekicke; oaber doamols doa heb wie goar nusch nicht jesehne.“

„Lewer Hans, nu segg mie doch enmoal, wann weer denn dat: Doamols?“ — „Na, Franz, dat weer doamols gleich noah dem zweite Kriech neinzehnhundertachtunverzich/neununverzich. Un doa wull ek op dem schnellste Weech noa Lettau zurück. Oaber denn heb ek mie wedder jesecht: ‚Hans . . . du best em Derp Antowill under de Russe gebore, un op de selfije Stell, oaber under de Leddauer opjewachse, un nu best du en Dietschland jestorwe.‘“ — „Naa, naa! Hanske! Du best oawer noch nich jestorwe!“ — „Doch doch, Franz. Denn seit dem letzte Kriech, doa leev ek nich mehr, denn ek zetter noch emmer, wenn ek en Saldoat seh, un heb Angst! Denn de Saldoate ehr Beruf es doch Mord un Dootschlach. Un doa heb ek jedacht, dat it besser weer, ewerhaupt mehr keine Saldoate antoschaffe, oder denkst du anderst?“ — „Ek denk genau so wie uk du; oaber wie denke de andere alle?“

„Minsch, Minsch, Franz, dat weer wat goodes — so rechtijer, wahrhaftiger Friede en alle Hüser un en de ganze Welt, un keine Grenze mehr . . . denn, denn nicht ek uk wedder opleewe un an dem groote Dieck angele goahne . . . Oaber nanu stoah eck an de See, un wenn de Möwe schrieje, denn denk ek, it es Kriech, un wie mott tom Angriff goahne . . .“ — „Oaber, Hanske, du mottst nich bie jede Kleenichkeit de Flint ent Korn schmiette.“ — „Ach Franzke, wenn dat noah mie ging, denn durft keine Flint un kein Polver jemoakt ware un denn brukt uk keiner mehr de Flint ent Korn to schmiette, weil keiner enne hett.“ — „Hast ganz recht, mien lewer Hanske, oaber de Minsche senn doch so . . . Je mehr se hebbe, dest mehr welle se noch, opgleich se schon so dick un fett send.“

„Lewer Franz, wie hebbe doch allet, wat dem leiblichen Wohl deent; un Kriech mott affjeschafft ware.“ — „Lewer Hans, wie alle hebbe doch Geld un könne ons allet keepe, wat wie blooß bruuke.“ — „Joa joa Franz, de Appelsiene, Worscht, Brot, Floade un dat andere alles tum Eete un tum Drinkte wachse doch schon far de meiste Minsche em Load.“ — „Joa, joa, joa, Hanske, dat es oaber sehr trurich, dat sehr veele, veele Minsche nich mehr weete, von wo dat alles herkömmt . . .“

Ob die beiden sich nun über ihren längst dahingeschwundenen, verlorenen Stand und Beruf als Bauern und Landwirte unterhielten? Oder über DEN, DER alles gibt?

Das besondere Buch

Sarunas Schukauskas, ein 24jähriger litauischer Ethnologe, Hauptangeklagter in einem Prozeß gegen vier solcher Volkstumsforscher in Vilnius, der beschuldigt wird, „Nachforschungen nach Dokumenten über die Vergangenheit“ betrieben zu haben, erklärte vor Gericht unter anderem wörtlich: „Rußland ist stets ein Kerker der Nationen.“ — Er wurde zu sechs Jahren Zwangsarbeit „mit strengem Regime“ verurteilt.

Als Zusammenfassung liest man in diesem Kapitel (S. 113): „Indem man die Geschichte eines Volkes mordet, will man zugleich sein Gedächtnis töten. Aber fast überall geschieht genau das Gegenteil.“

Dieser winzige Einblick in das Buch „Christus stirbt in Litauen“ von André Martin/Peter Falke, welches ursprünglich als „Lithuanie, Terre des Foi, Terre des Croix“ und in französischer Sprache erschienen ist, mag verdeutlichen, um welch besonderes Buch es sich handelt. Aufgrund überprüften Quellenmaterials wird sachlich über den Leidensweg und den Abwehrkampf der litauischen Christen gegen den Angriff des sowjetischen Atheismus berichtet. Es ist gleichzeitig der Aufschrei und Hilferuf eines römisch-katholischen Volkes an seinen höchsten Repräsentanten, oft in unmißverständlicher Deutlichkeit...

Man kann ein solches Buch aus vielerlei Gründen in die Hand nehmen: a) weil man als Christ nicht am Schicksal der Märtyrer von heute achtlos vorbeileben darf, b) weil wir Deutschen besonderen Grund haben, die Beachtung der Menschenrechte mit heißem Herzen und gutem Wissen über unsere verlorengegangenen Nachbarn zu vertreten, c) weil wir als Menschen jenes Landes gar nicht anders können, als teilzunehmen an Freude und am Leid unserer ehemaligen Mitmenschen, Freunde, Weggenossen.

„Christus stirbt in Litauen“! Das Buch ist bewegend und lesenswert, Wer es mit Offenheit und Mitgefühl gelesen hat, wird im Nachhinein vielleicht über dem Buchtitel meditieren — welches Wort soll hier betont werden?

(Verlag Paul Pattloch, Aschaffenburg, 1977; 256 Seiten; bestellbar über jede Buchhandlung, kostet ca. 25 DM.)

Weihnacht in der alten Heimat Litauen

(Wie ich sie als Kind erlebt habe)

Die Weihnachtsstimmung begann schon am 1. Adventssonntag. In der Kirche hat die rote Altar-Bekleidung der schwarzen Platz gemacht. Nachdem man ein Klopfen an der Tür gehört hat, sang der Chor das schöne Adventslied:

*„Horch! Es klopfet für und für . . .
Wer steht draußen vor der Tür?
O ein Gast ist's sondergleichen,
Den die Liebe zu uns trieb.
O, mein Herz, laß dich erweichen,
Tu ihm auf und hab ihn lieb!“*

Feierlich war's auch zu Hause. In der Dämmerung wurde die erste Kerze am Adventskranz angezündet — diese Sitte hielt sich überall nahe der deutschen Grenze. Die schönen Weihnachtslieder wurden gesungen, am ersten Pfefferkuchen geknabbert. Jeden Sonntag kam eine Kerze dazu — und, wenn am 4. Adventssonntag alle vier Kerzen brannten, dann schlugen unsere Kinderherzen höher in Erwartung des Heiligen Abends. Jedes Kind bemühte sich, irgendein kleines Geschenk für seine Eltern und Geschwister zu verfertigen: eine Handarbeit, ein Bildchen oder was sonst in seinen Kräften stand. Kleine Gedichte, Sprüche, Lieder wurden gelernt. Und wir alle bemühten, uns, brav und gut zu sein, denn:

*„Knecht Rupprecht, Christkinds Botenmann,
Der klopft bei allen Kindern an,
Den Bösen bringt er Ruten,
Doch Kuchen allen Guten!“*

Endlich stand Weihnacht vor der Tür. Ein Tannenbaum wurde ins Haus gebracht — und wir Kinder durften mithelfen, ihn zu schmücken.

Wir klebten Ketten aus bunten Papierstreifen, bestrichen Tannenzapfen und Wallnüsse, falls einige da waren (die waren ja teuer), mit Gold- oder Silberfarbe, schnitten aus Pappe Sterne, Engel usw. Die schönsten Äpfel und Gebäck wurden an den Baum gehängt und zuletzt kamen die bunten Kerzen (echte, nicht elektrische). Es wurde damals wenig Schmuck gekauft, denn der war teuer und zerbrach so schnell. An die Spitze kam ein großer, goldener Stern oder ein Engel — die wurden gekauft.

Eine große Aufregung herrschte vor Weihnacht im Hause. Ein Schwein wurde geschlachtet: die verschiedenen Wurstsorten wurden gemacht, die Schinken in Salzlake gelegt (einer wurde zum Braten gelassen), Sülze, Preßkopf, Leberwurst und Blutwurst wurden gekocht und — Kartoffelwurst gebacken. Die traditionelle Weihnachtsgans und anderes Fleisch wurde vorbereitet... Weihnachtsstollen, Mohnkuchen, Pfefferkuchen mußten gebacken werden. Kwas aus getrocknetem Schwarzbrot wurde hergestellt; manchmal wurde auch ein Krupnik (Honigschnaps) gekocht, doch der wurde dann zu Neujahr aufbewahrt. Mit den vom Weihnachtsbaum übriggebliebenen Zweigen wurden die Bilder geschmückt und mit den ganz kleinen später der Weihnachtstisch. Die Hausfrau hatte es damals nicht leicht vor Weihnacht — aber sie tat ihre Arbeit gern. Endlich war alles fertig. Wir Kinder wurden ordentlich geschrubbt und gewaschen, bekamen unsere Sonntagskleider angezogen und erhielten ein Butterbrot, ein Stück Kuchen und eine Tasse Kaffee (Malzkaffee oder selbst gerösteter Getreide-Kaffee war es, denn echten Bohnenkaffee gabs nur zum Fest: er war zu teuer). Dann ging die ganze Familie zur Kirche. Der Gottesdienst begann um 6 Uhr abends. Das Schwarz in der Kirche war dem Rot gewichen. Zu beiden Seiten des Altars strahlten Tannenzweige im Kerzenlicht (echtem, nicht elektrischem). Wir in Mariampol hatten nicht nur einen sehr guten Prediger — Pastor Eichelberger —, sondern auch einen guten Kantor. Herr Wallner war nicht nur ein vorzüglicher Orgelspieler, sondern auch ein ausgezeichnete Chor-dirigent. Deshalb kamen zum Heiligen Abend nicht nur wir Luthersche, sondern auch viele Andersgläubige in die Kirche, um den Chorgesang zu hören. „O du fröhliche“, „Mache dich auf“ und „Stille Nacht“ waren der Höhepunkt. Die Kinder kamen mit brennenden Kerzlein in der Hand — singend „Ihr Kinderlein kommet“ in die Kirche und stellten sich vor den Altar. Hier sangen sie auch das schöne Lied:

*„Wir bitten dich o Jesulein, schönst Kindelein,
Wollst mit uns reden ein Wörtelein ...“*

Und eine Stimme hinter dem Altar sang:

„Singt, liebe Kinder mein ...“

Leider habe ich diesen schönen Wechselgesang schon vergessen. Jedes Jahr las der Pastor die schöne, altvertraute Weihnachtsgeschichte. Und die Engelsbotschaft:

*„Ehre sei Gott in der Höhe!
Frieden auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!“*

erscholl durch die festlich geschmückte Kirche... Schweigend und ergriffen gingen wir dann nach Hause. Ein festliches Mahl erwartete uns. An der Grenze hielt man sich an die deutschen Bräuche: da gab's einen Karpfen, vielleicht auch Fleisch. In vielen Häusern aber hielt man sich an die litauische Sitte und brachte am Heiligen Abend auf den „Kučiū stalas“ kein Fleisch. Zwar gab es nicht immer die zwölf Gerichte, wie es die alte Tradition verlangt, aber marinierte und geräucherte Heringe, Rollmüppe, gebratene Fische in Tomatensauce (kalt), „Vinegret“ (Heringssalat) waren da. Und statt des deutschen Karpfens gab's bei uns den „farschierten“ gekochten Hecht in Gelee. Hafer und Kliukwa „Kissehle“, sowie Kompott aus getrocknetem Obst durften nicht fehlen. Als Getränk gab's selbstgemachten Wein und Kwas, selten Bier. Am Heiligen Abend wurde echter Bohnenkaffee oder Tee getrunken und eine Menge Kuchen und Gebäck dazu verzehrt. Die Männer holten sich manchmal „zur Erwärmung“ ihren „Trys-devyneris“ und ein Stück Braten oder Schinken dazu „zur Stärkung“, weil Heringe und Fisch nur den Appetit erregen, aber nicht sattmachen. Die traditionelle Weihnachtsgans kam erst am Erst-Feiertag auf den Tisch. Nach dem Mahl wurde allen Tieren etwas extra Gutes verabreicht. Die alten Litauer glaubten, daß in der Heiligen Nacht die Tiere sprechen können und alles verstehen, was wir sagen. In manchen litauischen Häusern wurde das Essen über Nacht auf dem Tisch gelassen, weil in dieser einen Nacht die Seelen der Verstorbenen zu den Ihrigen kommen dürfen... Schön ist bei den Litauern der Brauch, eine Oblate unter allen Anwesenden zu teilen, wie ein gemeinsam eingenommenes Abendmahl.

Wir Kinder konnten natürlich wenig essen, denn wir waren zu aufgereggt in Erwartung der Dinge, die nach dem festlichen Mahl kommen sollten . . . Endlich wurden die Kerzen am Baum angezündet. Wir sangen „O Tannenbaum“ und „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“ und merkten es nicht, daß Großvater oder jemand anders aus dem Zimmer verschwunden war. Plötzlich wurde stark an die Tür geklopft. „Herein!“ rief man und — rein kam der Weihnachtsmann (so wurde bei uns Knecht Rupprecht genannt).

Jedes Kind wurde von ihm geprüft, jedes sagte mit zitternder Stimme sein Sprüchlein, sein Gebet. Gewöhnlich ging alles gut ab. Jedes Kind bekam ein Geschenk, keines bekam die Rute zu schmecken. Auch erhielt jedes Kind einen „Bunten Teller“ mit Süßigkeiten, Nüssen, Äpfeln, manchmal gab es auch eine Apfelsine und Gebäck. Damals gab's für uns nicht solch teure Sachen, wie jetzt: es waren einfache, meistens von Vater und Mutter selbst angefertigt — aber sie machten uns mehr Freude, als es jetzt die teuersten Spielsachen tun: wir waren noch nicht verwöhnt. Eine Puppe, ein Ball, ein Holzpferdchen, ein Buch — was für ein Glück war das! Wie drückten wir sie an unser Herz! Und nachts mußten sie natürlich in unserem Bettchen schlafen. So war es damals, als ich noch Kind war . . . Jetzt bin ich eine alte Großmutter von 82 Jahren.

Damals in meiner Kindheit, auch noch in meiner Jugend war Adventszeit eine stille Zeit. Man sollte sich auf das Kommen des Heilands vorbereiten. In der Zeit gab's keine Tanzabende, sogar keine Trauungen. Die Herbststürme hatten aufgehört, still war es in der Natur geworden. Und still sollte es auch in unseren Herzen sein. Damals gab's keine Radios, keine Fernsehapparate, die uns ablenkten; keine Lautsprecher schrieten in unsere Ohren; keine Autos rasten durch die stillen Straßen, keine Flugzeuge erschütterten die Luft . . . Und wo es Kinos gab, da wurden in dieser Zeit nur ernste, meist religiöse Filme gezeigt. Damals war Religionsunterricht obligatorisch in allen Schulen und galt als Hauptfach. Es galt als Schande, in Religion nur eine 4 (gut), statt einer 5 (ausgezeichnet) zu haben. Wir kannten unseren Katechismus, die biblischen Geschichten und die wichtigsten Lieder und konnten beim Gottesdienst wirklich dabei sein. Noch gab man in jener Zeit Gott die Ehre, noch hatte man Respekt vor seinen Geboten, wie man Respekt vor den Worten der Eltern hatte. Man hatte es wohl schwerer in jener Zeit, denn man war selbst verantwortlich für seine Taten; noch konnte man nicht alles auf „Komplexe“, Unter-

bewußtsein, Umgebung usw. schieben. Wer hätte sich damals unsere „verrückte“ Zeit mit ihren erstaunlichen Erfindungen, ihrem rasenden Tempo und ihrem unerträglichem Lärm bei Tag und Nacht vorstellen können!

Die Welt unserer Kindheit und die, in der wir jetzt zu leben haben, sind so verschieden, daß es einem wirklich schwerfällt, sich darin heimisch zu fühlen.

Ob die Kinder dieser Zeit glücklicher sind, als wir einst waren . . . ?
O du, meine Kindheit, wie liegst du so weit!

GUSTEL REINHARDT:

Brief an die Taugogger

Ich holte ja sehr, daß sich einige unserer Taugogger zum Jahrbuchthema: „Unsere Heimatstadt“ melden würden! Weil aber nicht — so möchte ich aus meiner Sicht einiges Wesentliche von ihr, unserer unvergessenen Heimatstadt, hiermit berichten. Nichts Historisches — und auch keine Zahlen und Daten! Nur eben das, was uns an ihr lieb und vertraut gewesen ist.

Da ja Taugoggen nach dem Ersten Weltkrieg beinahe total niedergebrannt war, wurde danach wieder fleißig aufgebaut und auch modernisiert: die Straßen und der Marktplatz — vorher immer eine einzige „Blotte“, wie unsere jüdischen Mitbürger stets zu sagen pflegten — wurden neu gepflastert. Auch sonst hielt man ganz plötzlich auf Sauberkeit und Ordnung. Dafür sorgten dann auch schon zwangsläufig die vielen gefürchteten „Protokolle“ (Strafmandate), die man sich zusehends einhandeln konnte.

Ganz besonders stolz waren die Taugoggen-Deutsche auf ihre schöne, alte Steinkirche mit ihrem hohen Glockenturm. Sie wurde auch sehr rege von der Stadt- und Landbevölkerung der ganzen Umgebung besucht, so daß zuweilen sogar der große Kirchenplatz nicht mehr ausreichte, um alle Pferdegesspanne auf-

zunehmen. (Ja, auch damals gab es schon „Parksorgen“!) Aber dafür hatten ja einige unserer Städter auch einen eigenen „Hof“ am Haus, wo denn auch die liebe Verwandtschaft ihre Fuhrwerke gerne abstellen konnten — genau wie an den Markttagen auch!

In unserer Jugendzeit spielte unser Kantorat ebenfalls eine sehr wichtige Rolle. Dort haben wir alle Vorbereitungen für den Kindergottesdienst (unsere Sonntagsschule) gehalten, dort wurden die Proben des Sängers- und Posaunenchores durchgeführt sowie unsere schönen Weihnachtsteste und gemütlichen Kaffeetafeln gefeiert. Letztere oftmals mit liebem, angereistem Pastorenbesuch oder sonstigen wichtigen Festteilnehmern.

Wenn es sich um Jugendfeste handelte, dann gab es anschließend immer die beliebten Spiele — und vor allem das „Pfänder-Einlösen“, denn das hatte seine ganz speziellen Vergnügungen. Erwähnen möchte ich auch die neuerbaute Methodistenkirche in der „Deutschen Straße“. Sie vereinte ebenfalls eine große Anzahl unserer deutschen Jugend, hatte auch einen sehr guten Sängers- und Bläserchor.

Ja, auch unseren alten deutschen Heldenfriedhof muß ich nennen; er war allzeit sehr gut gepflegt und für unsere Begriffe sehenswert. Da ruhten sie aus, fern der Heimat, im fernen Baltenland...

Und nun zu unserem Jura-Flüßchen! Es war zwar kein gar zu idealer Badeort, wie man ihn sich gerne gewünscht hätte, weil er ja auch noch das „Runkelholz“ (Meterholz) weiterbeförderte — aber trotzdem fanden sich immer noch genügend Badelustige, die den Kampf mit den schwimmenden Hölzern aushielten! Und nach dem Baden genehmigte man sich dann zu gerne ein „Zachermaros“ (Eis) oder auch eine große oder kleinere „Kringelschnur“, auch „Beigels“ genannt, die wohl unsere jüdischen Mitbewohner so einmalig gut zu backen verstanden. Ein Lob den „Beigels“, den „Hommentaschen“ und den „Kitkes“ — alles jüdische Spezialitäten! Nicht zu vergessen war aber auch unser heimischer „Kugelis“ oder noch besser: der „Nachtkugel“ mit viel Fleisch darin, den man aus dem eisernen Gußtopf stürzen konnte wie einen goldenen Fladen! Und — und — und — könnte man hin-

zufügen! Doch genug des Lobes, sonst kriege ich womöglich wieder eine Rüge, von wegen übertreiben usw. Und doch sage ich nochmals ganz ausdrücklich: es stimmt alles!

Ganz gewiß gab es auch genügend Elend bei dem kleinen Verdienst des überwiegenden Teiles der Bevölkerung. Aber Böses vergißt man — Gott sei Dank! — auch leichter und schneller . . . Und vielleicht werden andere davon ausführlicher berichten.

Und darum kehre ich in Gedanken wieder zurück zu unserer „Jura“. An ihrem Ufer gab sich die Jugend allzeit gerne ein Stelldichein. Und wer kannte sie nicht, unsere schöne „Meiles Aleja“ (Liebesallee)? Da gab es genügend schöne Gehwege, stufenartig angelegt, und auch Bänke, die zum Verweilen einluden. Dazu die alten, knorrigen Bäume mit ihren ausladenden Ästen, die bis in das Jurawasser reichten. Eine wirklich romantische Idylle — das empfanden wir immer wieder. — Doch lang, lang ist's her . . . lang ist's her . . . was einst unsere Herzen so bewegte.

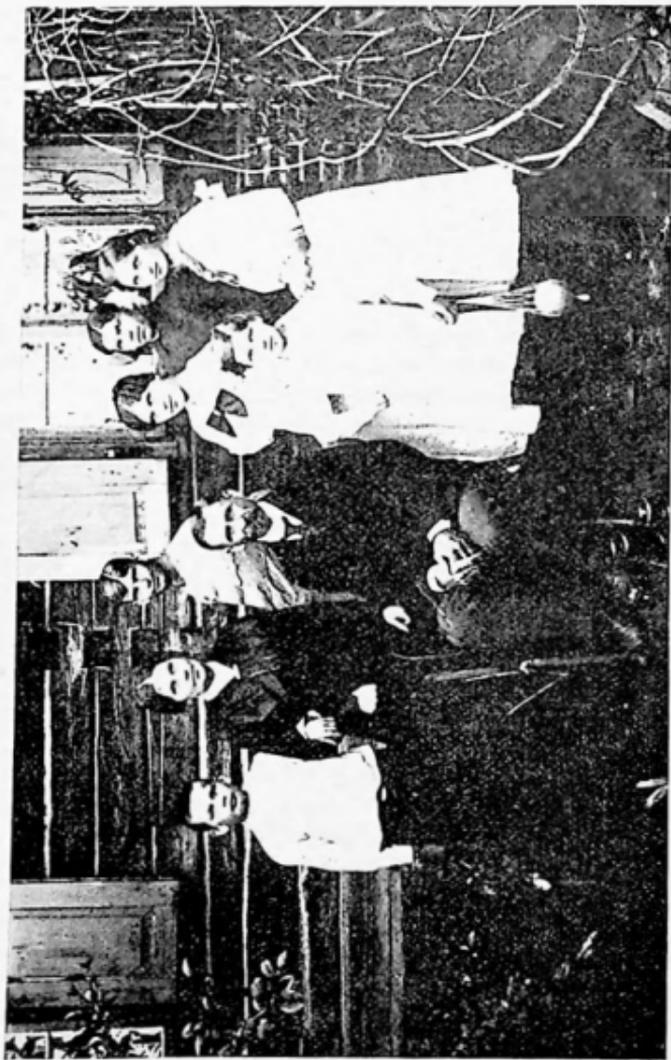
Dann kam die ersehnte Umsiedlung. Wir haben bewußt für immer Abschied genommen von unserer alten Heimatstadt. Doch die Erinnerung an sie — die bleibt! In diesem Sinne, liebe Taugerger, wo immer ihr jetzt auch weilt — sei euch allen ein sehr herzliches „Behüt Euch Gott!“ gesagt.

Heimatliches,

Hoppe-hoppe-Reiter"

Huller de buller,
dee Woage lept wech,
Peertkes sind varsunke.
O wie schreit de Reitersknecht,
un wie grient mein Junkske.

(Mitgeteilt von Gertrud Moisenko/Canada)



Familie Ignatius Paschakarnis — Aufnahme aus dem Jahre 1914

Die Festung Kowno

Als der Krieg 1914 ausbrach, wohnten wir in Kowno-Schanzen. Mein Vater war Gutsverwalter bei Sergei von Fanstil, dessen Gut „Neuhof und Schanzen“ an der Memel direkt im Zentrum der Festung Kowno lag. Am ersten Tag des Krieges kam der Chef der Festungsgendarmerie zu meinem Vater und gab bekannt, daß unser Großvater Georg Swarat die Festung Kowno sofort verlassen müsse, da er Reichsdeutscher sei. Mein Vater bat: „Machen Sie doch bitte eine Ausnahme, denn der alte Mann ist bereits 80 Jahre alt, und ich weiß nicht, wohin ich ihn bringen könnte.“ Die Antwort war kurz: „Noch heute muß er die Festung verlassen; denn Sie haben Wagen, Pferde und Kutscher, die den Reichsdeutschen (d. h. ‚Germanez‘) hinausbringen können.“ Darauf ging mein Vater sofort zum Gutshof und befahl einem guten Hofkutscher, die besten zwei Pferde anzuspinnen, und noch am selben Tage hat unser Opa in Tränen die Stadt Kowno verlassen. Der Abschied war für uns sehr schwer, denn unsere Familie mit acht Kindern liebte unsern Opa sehr. Mein Vater war ein wahrer Christ. Daher ging er vor der Abfahrt unseres Opas an den Wagen, legte die Hände auf Opas Haupt und betete im Namen Jesu, der Herr möge sein Schutz auf dem Wege sein und bat um Gottes Hilfe, daß wir uns alle noch einmal mit Opa wiedersehen möchten. Auch Mutter und wir acht Kinder standen um Opa herum und weinten. Opa bekam eine Bescheinigung, daß er als Reichsdeutscher Kowno verlassen müsse und das Recht habe, die Festungsgrenze zu überschreiten. Der Kutscher bekam dazu eine Bescheinigung für seine Rückkehr. Nach zwei Tagen kam der Kutscher zurück und berichtete unserem Vater, daß er Opa gut und gesund zu unserem Onkel A. Bonkat, der eine Landwirtschaft etwa 20 km von der deutschen Grenze betrieb, gebracht habe.

Seitdem vergingen zwei Wochen. Da kam ein neuer Befehl: „Alle Volksdeutschen der Stadt Kowno haben die Festung innerhalb von 48 Stunden zu verlassen und müssen nach Rußland flüchten.“ Unser Gutsbesitzer von Fanstil hatte gute Beziehungen zum Festungskommandanten und bekam daher eine Erlaubnis, daß der Gutsverwalter Ignatius Paschakarnis das Recht habe, in der Festung zu bleiben, um den Gutshof zu bewachen. Es gab wieder Tränen, weil Mutter mit acht Kindern flüchten mußte; nur der Vater allein durfte

bleiben. Da bat ich als zweitältester der Familie den Vater, er möchte auch mich in Kowno bleiben lassen; denn ich wollte nicht flüchten. Vater hatte allerdings kein Recht, mir zu erlauben, bei ihm zu bleiben. Darum sagte er mir: „Ich werde beten und meinen Heiland fragen, ob ich dich behalten darf.“ Nach etwa einer halben Stunde Gebet, in Einsamkeit mit Gott allein, kam Vater aus seinem Zimmer mit Freudentränen und sagte: „August, preis' dem Herrn! Gott gab mir die Antwort, du kannst bleiben, du bewachst unser Haus und des Gutsbesitzers Winterhaus, welches daneben liegt. Ich werde den Gutshof bewachen, welcher einen Kilometer entfernt ist.“ Vaters Gebet wurde erhört, und er sagte mir: „August, ich bekam eine Erlaubnis vom Kommandanten — dir gab Gott eine Erlaubnis, hier zu bleiben!“

Einige Zeit, nachdem meine Mutter mit sieben Kindern und alle Volksdeutschen nach Rußland geflüchtet waren, hatten wir keine Nachricht vom Verlauf des Krieges. Da kamen zwei Wochen später versprengte russische Soldaten mit verhungerten Pferden, die sich noch aus Ostpreußen retten konnten, nach Kowno. Auf die Frage meines Vaters, wie es käme, daß sie sich so zurückziehen müßten, erzählten sie, daß sie Befehl bekommen hätten, Ostpreußen zu verlassen und weiter nach Rußland zu ziehen. Damals hatte Generalfeldmarschall von Hindenburg die russische Armee in Ostpreußen eingekesselt.

Das Interessanteste aber war, wie die deutsche Armee die erstklassige Festung Kowno besetzte. Kurz nachdem sich die Reste der russischen Armee über Kowno nach Rußland zurückgezogen hatten, standen vor Kowno zwei deutsche Militär-Fesselballons, aus denen die Beobachter die Stadt sowie die Festungsanlagen gut sehen konnten. Auch ein deutscher Zeppelin flog täglich über Kowno. Selbst des Nachts konnten wir ihn sehen, wenn er von den russischen Scheinwerfern angeleuchtet wurde. Er hat nur einige Bomben über den Hafen an der Memel abgeworfen, aber die Stadt nicht beschädigt. Von den deutschen Ferngeschützen wurden die Proviantlager getroffen und in Brand gesetzt. Die Festungslöschbrigade bekam vom Kommandanten den Befehl, den Brand zu löschen. Sie war in Schanzen in der Nähe unseres Wohnhauses stationiert. So konnten wir gut sehen, wie die mit Wasser gefüllten ca. 30 Fässer auf Wagen, mit je sechs Pferden bespannt und mit Hunderten von Soldaten besetzt, abfuhren, um die Brände in den Proviantlagern zu löschen.

Ich wollte das Löschen gerne beobachten und lief zum Berghügel, von wo der Brand gut zu sehen war. Die Löschbrigade fuhr über die Memel-Eisenbahnbrücke weiter jenseits des Ufers den Berg entlang, wurde von den deutschen Ferngeschützen beschossen und völlig zersprengt. Der uns gut bekannte Brandmajor kam ohne Wasserfässer nur mit einigen Soldaten auf Pferden zurückgeritten. Er erzählte uns, daß er vom Festungskommandanten den Befehl erhalten habe, Kowno zu verlassen, da die Feuerlöschbrigade keinen Wert mehr für die Festung besitze.

In der nächsten Nacht wurde die Eisenbahnbrücke über die Memel von den Russen gesprengt. Durch die Gewalt der Detonation zerbrachen kilometerweit viele Fenster. Ein Foto der gesprengten Eisenbahnbrücke habe ich später von einem Staboffizier bekommen und bis heute aufbewahrt. Die russischen Sprengoffiziere hatten den Befehl bekommen, auch den Tunnel in Kowno zu sprengen. Aber als sie an den Eingang des Tunnels kamen, fanden sie Tausende von Menschen (Frauen mit Kindern), die hier ihre Zuflucht gesucht hatten, weil sie ihre Häuser in der Festungszone verlassen mußten. Die russischen Sprengingenieure sahen das Weinen und Flehen der Menschen an, hatten Mitleid mit ihnen, sprengten den Tunnel nicht, sondern packten ihre Geräte und fuhren weiter. Am nächsten Tag begann die „Dicke Berta“ die Festungstüre vor Kowno zu beschießen. Das war für mich ein Erlebnis, welches ich nie vergessen werde. Vom Berghügel konnte ich gut sehen, wenn das 42-cm-Geschoß herunterkam. Der ganze Horizont bedeckte sich mit dunklen Rauchwolken, und den Donner des Einschlages konnte man gut hören. Etwa zehn Tage dauerte die Beschießung der Tore. Dann wurde es still, die Stadt Kowno wurde nicht mehr beschossen. Nachts ging ich mit meinem Vater zur Hauptstraße, und wir sahen in der Dunkelheit Tausende von russischen Soldaten auf dem Rückzug. Auf unsere Frage, warum sie sich zurückzögen, bekamen wir zur Antwort, daß drei Zentraltore von den deutschen Geschossen gesprengt und so voll Rauch seien, daß für die Soldaten kein Durchkommen mehr wäre. Die russische Armee hatte den Befehl erhalten, so schnell wie möglich die Festung zu verlassen.

Als die Festung von den Deutschen nicht mehr beschossen wurde, sagte mein Vater: „Wir bekommen bald Gäste, d. h. deutsches Militär.“ Als neugieriger Junge ging ich dauernd auf die Hauptstraße, um die Gäste zu sehen. Endlich sah ich in der Ferne auf der Straße

einzelne Soldaten. Es waren die ersten deutschen Spähtrupps, mit Maschinenpistolen bewaffnet. Zu der Zeit war auf der Straße kein Mensch zu sehen, alle Einwohner der Stadt hatten sich versteckt oder die Festung ganz verlassen. Als unschuldiger, naiver Junge ging ich ganz allein in meiner Gymnasiasten-Uniform die Straße entlang. Als sich die Spähtrupps mir näherten, riefen sie: „Hände hoch, als Soldat bist du verhaftet!“ Ich entgegnete, daß ich Schüler und nicht Soldat sei. Aber sie forderten mich auf mitzukommen. So ging ich mit ihnen vier Straßen weiter, bis wir einen deutschen Armee-Offizier trafen, der bestätigte, daß ich ein Schüler in Uniform sei. Er befahl den Soldaten, mich nach Hause zu begleiten, und ich sollte meine Uniform ausziehen, damit mich nicht noch andere wieder verhaften. Von diesem Tage an ging ich als Zivilist gekleidet.

Am ersten Tag nach dem Einmarsch bauten die Deutschen eine Notbrücke (Pontonbrücke) über die Memel neben der gesprengten Eisenbahnbrücke. In den nächsten zwei Wochen wurde auch die Eisenbahnbrücke selbst wiederaufgebaut. Die deutschen Ingenieure überspannten sie mit einem neuen Korbbogen aus Stahl, weldier meines Wissens noch heute vorhanden ist.

Die deutschen Soldaten waren überrascht, daß mein Vater und ich deutsch sprachen; denn etwa 100 km von der deutschen Grenze bis Kowno hatten sie keinen deutsch sprechenden Menschen getroffen. Ich mußte den Soldaten jedesmal erklären, warum alle Volksdeutschen aus den Grenzgebieten, außer meinem Vater und mir, nach Rußland flüchten mußten. Im Gedächtnis ist mir noch eine kurze Episode, die ich nie vergessen werde. Eines Tages kam ein riesengroßer deutscher Soldat mit Seitengewehr und einer Axt, die er bei einem Metzger gefunden hatte, in meine Wohnung. Er war auch froh, daß ich ihm deutsch geantwortet hatte und forderte mich auf, mich zu setzen. Ich setzte mich auf einen Stuhl am Tisch, und er setzte sich direkt auf den Tisch. Dann stellte er mir folgende Frage: „Da du ein Deutscher bist, so antworte mir — weiß der deutsche Soldat, wofür er kämpft?“ Ich antwortet ihm, daß der deutsche Soldat sicher wisse, wofür er kämpft. Da schwang er die Axt über meinen Kopf und sagte: „Erkläre sofort, daß wir nicht wissen, wofür wir kämpfen. Wenn du das nicht sagst, hacke ich deinen Kopf sofort ab!“ Vor lauter Angst schrie ich: „Der deutsche Soldat weiß nicht, wofür er kämpft!“ Darauf ließ er seine Axt herunter und sagte mir, daß ich sein Freund sei und er wolle mir erzählen, wieviel Tote und



*August Paschakarnis, * 11. 5. 1897, jetzt wohnhaft in Fort Lauderdale/USA*

Verwundete (Deutsche und auch Russen) er bis jetzt gesehen habe, die nicht wußten, wofür sie gekämpft hatten. Dieser Soldat wurde weiter sehr freundlich und fragte, wo meine Familie zur Zeit sei. Ich erzählte ihm, daß sie als Volksdeutsche bis Wilno, der nächsten Großstadt, flüchten mußten. Darauf antwortete er mir: „In der nächsten Woche sind unsere Truppen auch in Wilno, und ich versichere dir, daß deine Familie bald zurückkommt.“ Tatsächlich kamen meine Mutter mit meinen Geschwistern nach etwa drei Wochen nach Hause zurück. Unsere Freude war groß, denn es gab ja in dieser Zeit weder Post noch Telefon. Kurze Zeit darauf war unsere Freude noch größer, weil Gott der Herr die Gebete unseres frommen Vaters erhört hatte. Unser lieber Opa kam auch nach Hause. Bis Ostpreußen war er geflüchtet. Er war sehr übermüdet nach den Zeiten der Flucht und ging gleich ins Bett. Dann rief er uns, Vater, Mutter und alle Kinder zu sich und sprach mit leiser Stimme: „Ich kam zurück nach Hause, um mich von euch allen zu verabschieden. Ich bin auf dieser Erde hier müde geworden und möchte zu meinem himmlischen Vater. Dort habe ich eine neue Wohnung und werde dort auf euch warten.“ Wir weinten alle, und nach dem Gebet meines Vaters ist unser Opa sanft eingeschlafen. Danach wußten wir, daß unser Großvater ohne Schmerz in seine ewige himmlische Heimat hinüberging.

Generalfeldmarschall von Hindenburg verlegte seinen Generalstab für die Ostfront nach Kowno. Militärische Angestellte des Generalstabs besuchten uns dauernd. Eine dieser Angestellten lernte meine ältere Schwester kennen. Er kam gleich nach Kriegsende aus Hannover zu uns zurück und heiratete meine Schwester. Nicht lange darauf siedelten sie nach Hannover über. Später fuhren auch meine zwei jüngeren Schwestern nach Deutschland und heirateten Reichsdeutsche.

Ich glaube, es war Gottes Wille, daß meine drei Schwestern nach Deutschland umgezogen waren. Denn während des Zweiten Weltkrieges, als wir unser Hab und Gut in Litauen verloren hatten und nur wenige von der großen Familie noch am Leben geblieben waren, flüchteten wir nach Hannover sowie nach Hann.-Münden zu unseren dort wohnenden Lieben, wo wir eine sehr gute Unterkunft fanden.

ERNST SARTOR ANTOWILL:

Mien Tohus von A bis Z

*Em Derpke A. doa sind wi op de Welt jikoamme,
Durt wer wi tohus, doa send wi opjewachse.
Bi de Omsiedlung wurd ons veel wechjenoamme
Un bie de Rücksiedlung moagd man met ons Faxse.
Biem Militär, doa had wi nuscht to lache,
En de Jefangenschaft, doa wurd wi schwehr bewacht,
En de Freiheit kömm wi ruut met zwei Sache
Un denn hebbe ons de Minsche utjelacht!
Wi hebbe als Flüchtlinge hier jeleft;
Un jewoahnt hebb wi irjendwo am Rhein.
Dann hebb wi ons en Huske opjekleft —
Un doa send wi nanu dabeim!
En onserm Goarde wachst der Hoortoagel,
Un dat Sonnke schient uk hier,
Em Rutashusch, doa singt so mancher bunter Voagel
Un wat bruk wi denn noch mehr . . .*

(Hoortoagel ist ein wohlriechendes heimatliches Gewächs)

Das nasse Gesicht der Erde

a) Der Schlamm auf dem Lande

Es begann am 12. März 1909.

Die Märzsonne lachte zufrieden über Wald und Feld und auch über die seltsamen Vorgänge und das eigenartige Leben auf dem Flachland zwischen Kirren und Witten. Genau betrachtet, waren die Vorgänge nicht eigenartiger als auch in den vergangenen Zeiten. Sie spielten sich so ab, wie man es seit jeher nicht anders erlebt hatte. Jeder kannte dort den Gang der Dinge in der Natur und konnte sie sogar mit einer gewissen Genauigkeit voraussagen. Und doch brachte gerade dieser Jahreswechsel jedes Mal so viel Neues mit sich — sogar das Alte und Vorhergesagte konnten in ihrer Stärke neu werden —, daß es so manchen in Erstaunen versetzte. Der gefürchtete Übergang wiederholte sich Jahr für Jahr. Seinen genauen Zeitpunkt konnten nicht einmal die alten Bauern festwetten. Und wenn sie auch nicht wetteten, dann redeten sie sich zumindest die Köpfe heiß. Und um diese Zeit lachte darüber sogar die Sonne.

Aber sie lachte auch über das sich so eigenartig verwandelnde Gesicht der Erde, das einmal im Schrecken des Winters erstarrt gewesen war, dann unter ihren wärmer werdenden Frühlingsstrahlen grau und wasserkrank wurde, um bald danach zu genesen und sich bräutlich mit einem grünen Kleide und einem weißen Schleier der Blütenpracht zu schmücken und um endlich im Herbst die süßen Früchte in den Schoß der Menschen zu streuen. Diese Veränderungen kannten die Bauern und die Stadtbewohner; und sogar die Kinder auf dem Lande und in der Stadt freuten sich über diese Abwechslungen. Daß diese einschneidenden Veränderungen kommen mußten, wußten sie; sie kannten das aus Erfahrung und begrüßten sie das erstemal mit Jubel und sahen ihnen das anderemal stillschweigend und abwartend entgegen. Die verwässerten Jahreszeiten lehnten sie ab, den Sommer und Winter erwarteten sie mit leuchtenden Augen.

Und mit ihnen freute sich auch die immer höher steigende Sonne. Sie lachte über ihr ganzes Gesicht. Und unter diesem Lachen verwandelte sich die Farbe der Erde. Nur selten kam es vor, daß es schon in der ersten Märzhälfte so warm wurde wie in diesem Jahr. Der tiefe Schnee, der Feld und Wald bedeckte, hatte den Zustand angenommen, der ihm das Eindringen in die Erde ermöglichte und der ihn auch nicht hinderte, in der Gestalt von Dampf emporzusteigen. Und das weiße Gesicht der Erde wurde grau, sogar die Nordhänge der Kaupener Berge ließen erkennen, daß der strenge Winter seine Macht verloren hatte. Die weiße Flagge, das Zeichen seiner despotischen Herrschaft, war heruntergerissen und in den Schmutz getreten.

Alles war grau geworden, grau und weich. Zum Teil war das Wasser in den Boden versickert, zum Teil stand es in den Vertiefungen der Erde: in den Furchen auf dem Acker, im Straßengraben, auf der Straße, auf dem Hof und überall dort, wo man es im Sommer für unwahrscheinlich halten müßte. Die Bäche waren angeschwollen. Auch sie formten mit ihrem trüben, grauen Wasser das Gesicht der Erde. Ganze Wiesen und Felder hatten sich in Seen verwandelt, sogar Teile der Straße vor der Stadt standen unter Wasser, das nur langsam versickerte und Feld und Straße in einen unglaublichen Schlamm verwandelte.

Grundlos waren die Straßen, grundlos die Felder, und man fand kein Fleckchen, wo man sicher hätte auftreten können. Die Welt hatte sich in ein Meer von Schlamm und Morast verwandelt. Und auf diesem Meer muteten die vereinzelt liegenden Bauerngehöfte wie kleine Inseln an, Inseln mit den im Viereck stehenden Gebäuden, umgeben von einigen Bäumen, zum Teil auch Sträuchern, seltener von Zäunen. Und auf diesen Inseln lebten Menschen. Das waren die Bauern mit ihrem Gesinde.

Am schwersten wurden wohl von der Schlammperiode die Bauern betroffen. Aber sie trugen die Last ohne Murren; denn dieses Übel gehörte ja seit uralter Zeit mit zum Hofe.

Die Gebäude hatten tief in die Erde eingelassene Backstein- oder Feldsteinfundamente. Andernfalls wären sie im Schlamm untergegangen, vielleicht auch wären sie weggeschwemmt worden. Die einzige Stelle, wo man festen Grund unter den Füßen fühlte, war der Fußboden im Wohnhaus, ob er aus festgestampftem

Kies, Sand, eingestampftem Lehm bestand oder aus Holz gefertigt war. In dieser eigenartigen Zeit fühlte man sich auch am sichersten und wohlsten im Wohnzimmer am Ofen.

Und doch drückten die Kinder ihre Näschen an die Fensterscheiben breit und starrten sehnsuchtsvoll auf den aufgeweichten Hof. Wie gern wären sie hinausgestürmt und hätten im Sonnenschein gespielt! Aber dort gab es kein Plätzchen, kein Fleckchen, wo die Fußbekleidung hätte trocken bleiben können. Im Gegenteil, man war noch dazu der Gefahr ausgesetzt, die großen Holzpantinen, die sogenannten Schlorren, im klebrigen Morast zu verlieren. Im allgemeinen aber saß man zu dieser Zeit doch ganz gern am Ofen und plauderte verträumt über den kommenden Sommer oder über die wenigen Weihnachtsgeschenke, die man bekommen hatte. Auch erzählte die Großmutter Märchen, strickte bunte Strümpfe oder Handschuhe. Die Mutter rührte unterdessen auf dem Herd die Suppe oder kochte Pellkartoffeln und schnitt über die Salzheringe Zwiebeln; denn es war ja Fastenzeit — eine Zeit, in der Salzheringe zur Hauptmahlzeit gehörten.

Oft, namentlich abends, saß auch der Vater auf der Ofenbank, spann Hanf für eine neue Leine oder reparierte das Pferdgeschirr. Sonst war er in den Stallungen beschäftigt; denn das Vieh und die Pferde mußten gefüttert werden. Das Vieh muß nachgesehen werden, wenn es gedeihen soll, pflegte der Bauer zu sagen. Auch sonst gab es genug unaufschiebbare Arbeiten in der Scheune und im Stall. Aber auch nur der Vater konnte mit seinen großen Klumpen, wie die Holzschuhe im allgemeinen genannt wurden, klatschend über den aufgeweichten Hof sicher gehen. Nur selten blieben ihm die Holzschuhe im Schlamm stecken. Die Mutter blieb schon öfter „kleben“, und die Kinder kamen sogar oft genug auf Strümpfen ins Haus zurück.

Noch viel schlimmer war der Weg zum Nachbarn. Jeder Kieselstein, jeder Grashalm des vergangenen Jahres und jeder Kloß Erde wurden wahrgenommen und sich wie den bekannten Strohalm zunutze gemacht. Den Nachbarn mußte man ja doch hin und wieder aufsuchen, um mit ihm über landwirtschaftliche Dinge zu plaudern, um sich beraten zu lassen oder auch selbst Ratschläge zu geben. Niemand gestand es sich ein, daß diese

Gänge nur aus Langeweile gemacht wurden; denn das war die einzige Abwechslung in der verwässerten Vorfrühlingszeit.

Noch viel schlimmer war der Weg zur Stadt. Der Landweg war vom Acker kaum zu unterscheiden, es sei denn, daß er aufgewühlter und grundloser war: man wagte sich weder per Achse noch per pedes hinaus. Und doch sah man hin und wieder ein Fuhrwerk, das sich wie ein riesiger, erdgrauer Käfer durch den Schlamm in Richtung Stadt wühlte oder sich auch schon auf dem Rückwege quälte. Das Land kam ohne Stadt nicht aus. Und umgekehrt. Die Kinder standen dann an den Fenstern und schauten schweigend den Fuhrwerken nach, als führen diese in ein weites Märchenland, wo es feste Straßen gab, wo auf den Wiesen bunte Blumen blühten und hoch in den Lüften Lerchen jubelten. Schweigend standen sie nebeneinander, und in ihren Augen spiegelte sich die Sehnsucht wider.

Langsam, sehr langsam bewegten sich die Fuhrwerke auf dem grundlosen Wege zur Stadt. Diese Fahrten waren nicht nur den Pferden eine Qual, sondern auch den Bauern. Die Tiere mußten ihr letztes hergeben, um nicht selbst steckenzubleiben. Und dazu mußten sie auch noch den Wagen mitschleifen. Oft war dieser einem Wagen nicht mehr ähnlich, sondern nur noch einem ganz seltsamen im Schlamm schwimmenden Kasten, von Pferden gezogen und von Säcken und Heu oder Stroh beladen. Zuweilen schob sich ein lehmiger Brei vor dem Wagen, zuweilen glitt der Schlamm unter den Achsen hinweg. Dann drehten sich dort, wo sonst am Wagen Räder ihren Dienst tun, seltsame Lehmscheiben. Dem Bauern war eine solche Fahrt eine Seelenqual, und die Pferde kostete sie körperliche Überanstrengung. Und der Wagen verrottete allmählich und konnte immer weniger beladen werden. Oft genug kam es vor, daß Wagen auf solchen Fahrten einfach in Einzelteile zerfielen.

Es mußte schon eine Dringlichkeit ersten Grades vorliegen, wenn der Bauer zu dieser Jahreszeit den Weg nach Kirren wagte. Alltägliche Kleinigkeiten konnten ihn nicht vom Hofe bringen. Aber gerade diese alltäglichen Kleinigkeiten häuften sich oft zu einer ganz besonderen Dringlichkeit an, und — der Bauer mußte fahren! Das Petroleum war ausgegangen, Salz und Gewürze fehlten schon seit Wochen, die Heringe waren —

das geschah immer zum größten Leidwesen der Hausfrau — auch verzehrt . . . Und man lebte doch in der Fastenzeit. So sah sich der Bauer gezwungen, diese so gefürchtete Reise anzutreten. Und dabei war das Fahren nicht einmal so schwer wie der Marsch zu Fuß. Es gab jedoch auch Leute genug, die keine Pferde besaßen und doch gezwungen waren, in Kirren Einkäufe zu tätigen und so manches andere zu erledigen.

Man fuhr und man ging zu Fuß, man verkaufte und kaufte; den natürlichen Gang des Lebens konnte auch der tiefe Schlamm nicht halten. Wer es wagte und ging oder fuhr, kam auch hin. Unterwegs blieb keiner.

b) Kirren, die Stadt der Sehnsucht

Derjenige, der in Kirren wohnte, hatte nichts zu wagen und lebte — nach Ansicht der Landbewohner — besser; daher war seit Menschengedenken die Stadt der Traum und die Sehnsucht der auf dem Lande arbeitenden Menschen. Man hätte alles liegen- und stehengelassen und wäre hungrig und barfuß nach der Stadt gelaufen. Aber gerade diese Sehnsucht hatte sich nur für wenige erfüllt.

Das Wort Kirren hatte nicht nur in den umliegenden Dörfern einen guten Klang, sondern in einem viel größeren Umkreis. 10, 20, ja 30 Kilometer fuhr oder ging man zu Fuß, um in der Stadt zu kaufen und auch um manchmal die Zunge kräftig anzufeuchten; denn in der Stadt war die Feuchtigkeit feuchter und das Feuer feuriger. Mit glänzenden Augen erzählte man in den entlegenen Ortschaften über Kirren und erweckte so die Sehnsucht in den Kinderherzen, doch auch einmal dort gewesen zu sein — dort, in der Stadt der Sehnsucht.

Und dabei war Kirren nicht einmal eine große Stadt, sondern nur ein schnell wachsendes Städtchen. Es zählte rund 6000 Einwohner und hatte diese in Litauen immerhin beträchtliche Zahl auch nur dem Umstand zu verdanken, daß es dem Zaren eingefallen war, hier eine Eisenbahnstation bauen zu lassen. Vorher war Kirren genauso ein verschlammtes Dorf gewesen wie auch die anderen Dörfer, wo die Zahl der Bauernhöfe kaum ein Dutzend betrug. Seit aber die russischen Züge über Kirren nach Eydien rollten und die deutschen Bahnbeamten über die

Grenze kamen, seit Kirren der große Umschlagsbahnhof wurde, Beamte und Arbeiter zuzogen, wuchs das Städtchen so schnell wie kein anderes im weiten Umkreis. Und bald nannte man das Städtchen Stadt, ohne daß die Voraussetzungen dafür gegeben waren. Warum auch nicht? Bekam doch die neue Stadt bald darauf eine gepflasterte Straße, Mauerhäuser wurden gebaut, zuletzt sogar elektrisches Licht eingeführt. Das waren Fortschritte, wie man sie damals nur von einer Stadt erwarten durfte.

Zu dieser Jahreszeit mutete Kirren wie eine Insel an. Viele Kilometer im Umkreis um die Dörfer sah man nur Wasser oder grauen Schlamm. Hier dagegen gab es eine feste Straße, Mauerhäuser, sogar einen Bürgersteig — man nannte ihn Trottoir —, hier gab es geschäftig hin und her laufende Menschen, Kaufläden mit Schaufenstern und anderes mehr. Das Leben auf dieser Insel war gut. Kirren war in den Augen der Landbewohner eine große Stadt — die Stadt der Sehnsucht. Auch in den Amtsstuben wurde sie als Stadt geführt.

Der Stadtkern zog sich wie ein langer Ärmel hin. Er lag an der einzigen Straße, die auch tatsächlich als solche angesprochen werden konnte: sie war ungefähr zwei Kilometer lang — wie es auch der Hauptstraße einer Stadt zukommt — und hatte ein grobes Kopfsteinpflaster. Sie war nichts anderes als ein Teil der von Wirbach nach Eyden führenden Chaussee. Wenn das als richtungsweisend angesehen wird, so war die linke Straßenseite mit großen Unterbrechungen von Häusern bebaut, die nicht nur verschiedene Größen und Bauarten, sondern auch sonst auffallende Eigenschaften zur Schau stellten. Da standen kleine, baufällige und schmutzstarrende Holzhütten mit winzigen Fenstern, Schuppen mit undefinierbaren Bestimmungen und widerlichsten Gerüchten, Buden, deren wohlbekannte Form im Osten die Notdurftseinrichtungen erkennen ließ. Daneben standen Mauerhäuser bis zu zwei Stockwerken hoch: im Erdgeschoß Manufakturgeschäfte, Bäckereien usw., oben Wohnungen der Hausbesitzer.

Auf der linken Straßenseite war auch der Bürgersteig gebaut, auf den die Kirrener so stolz waren und auf dem sie ihre Abendspaziergänge unternahmen, namentlich zu dieser Jahreszeit —

zur Jahreszeit der grundlosen Wege. Die Schönheiten der Stadt aber traf man dort zu jeder Tageszeit.

Die gegenüberliegende Straßenseite hatte noch eine große Zukunft: es bestand die Möglichkeit, gerade da noch einmal große Häuser zu bauen. Bis zur Zeit aber war noch alles leer. Oben schräg zur Straße stand das Bahnhofsgebäude, daneben erstreckte sich auf beiden Seiten der Verschiebebahnhof. Straße und Feld trennte ein wackliger Zaun.

Auch einige kleine Nebenstraßen waren nicht zu übersehen, und zwar in erster Reihe die Wittener Straße, die sogar dort, wo sie in die Hauptstraße mündete, gepflastert war. Es gab auch andere Nebenstraßen. Sie allerdings waren ungepflastert, und nur hin und wieder stand ein Holzhaus als Richtung für die in Zukunft zu bauenden Mauerhäuser. Dazwischen, von unbenannten Straßen umgeben, lag der Marktplatz, genauso grundlos und aufgewühlt wie auch die ungepflasterten Nebenstraßen und die grauschimmernden Felder.

Wie die Häuser, so die Einwohner. Handelnde Juden wohnten neben handwerktreibenden Deutschen, vor Dreck starrende Zigeuner neben vollbärtigen Russen, höfliche Polen neben gleichgültigen Litauern. Und nur ein guter Sprachkenner konnte sich durch dieses babylonische Sprachengewirr hindurchfinden. Aber die Kirrener kamen gut miteinander aus und verstanden auch einander; denn das Wort Dolmetscher war ihnen fremd.

Diese nasse Zeit, von den Landbewohnern kurz Dreckperiode genannt, war den Kirrenern verhaßt. Obwohl es auf der Straße naß war, blieb es doch in der Tasche zu dieser Zeit besonders trocken. Da stockte nämlich der Handel. Es kamen wenige Kauflustige von auswärts. Und die Geschäfte waren nicht nur für die Stadtbewohner eingerichtet. So wartete man denn sehnsüchtig auf eine andere Zeit.

Doch nicht alle teilten diese Sehnsucht. Es gab Leute, die sich in dieser Beziehung keine Veränderung wünschten. Zu ihnen gehörten vor allen Dingen die Droschkenkutscher. Während sie in den Sommermonaten kaum Aussicht hatten, einige wenigstens einigermaßen bezahlte Fahrten zu machen, blühte ihnen zu dieser Zeit, wie man so sagt, der Weizen. Im Sommer konnte man ihre Droschken in der Hauptstraße vom frühen Morgen

bis zum späten Abend hintereinander aufgereiht stehen sehen. Die Klepper hatten die Köpfe in die Futtersäcke gesteckt und wackelten traurig mit den Ohren, wenn das Ungeziefer zu arg angriff. Manche hatten nicht einmal mehr dazu den Mut.

In den nassen Jahreszeiten sah man nur selten eine leere Droschke stehen. Im Gegenteil, meistens war es sehr schwierig, eine zu bekommen. Nicht einmal die Gäule konnten gefüttert werden. Jeder, der noch eine Kopeke in der Tasche hatte, fuhr eher mit der Droschke, als daß er zu Fuß gegangen wäre. Und warum auch nicht? Kam man doch mit einer Droschke trocken und sauber an, wenn man das noch als sauber bezeichnen konnte. Schmutzige Schuhe und bespritzte Kleider brachte man immer mit. Aber bequem war es trotzdem. Sah man eine Droschke vorbeifahren, winkte man sie heran, und zwar so nahe an die Tür, daß man von der Schwelle des Hauses direkt auf das Trittbrett springen konnte. Das war alles sehr einfach; denn Bürgersteige gab es in den Nebenstraßen keine, und der Fahrdamm reichte quer über die Straße von Schwelle zu Schwelle. Zwar versuchte man in letzter Zeit, Bretter entlang der Häuser zu legen, das reichte aber noch lange nicht, um trockenen Fußes die Hauptstraße erreichen zu können; denn schon von der Tür bis zu den Brettern versank man in klebrigen Schlamm, so daß die gerade geputzten Schuhe und Stiefel zum Teil des Morastes zu werden schienen. Da war es immer noch besser, wenn die Droschke über die Bretter hinwegrollte. War das Fortkommen von Hause oft mit Schwierigkeiten verbunden, so konnte man mit jedem gekauften Huhn und jeder Ente oder den frischen Eiern, die man auf der Hauptstraße erstanden hatte, immer noch leichter eine in gewünschte Richtung fahrende Droschke abfangen, auch wenn man mit dem Nachbarn zusammen, vielleicht sogar auf dem Trittbrett stehend, fahren mußte.

Nein, die Droschkenfahrer wünschten keine andere Zeit. Sie patschten im Schlamm vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Sie und ihre Gäule sowie die Droschken waren dick bespritzt, schmierig und grau wie der Morast auf der ungepflasterten Straße.

Und das alles mußte auch mal gereinigt werden, sie sagten dazu „hinunterspülen“, was dann auch immer gemacht wurde,

wenn sie ihren Stand neben dem Krug bezogen hatten. Dieser Krug auf der Ecke Hauptstraße/Wittener Straße war doch ihr schönster und bester Platz, wo man mit großem Lärm den Schmutz des ganzen Tages „hinunterspülen“ und Kraft für die nächste Fahrt sammeln konnte. Aber das wußten nicht nur die Droschkenfahrer, die bekannten Swoschtschiki.

Wenn die Bauern viele Kilometer weit vom Lande nach Kirren kamen, wäre es nicht vorsichtig gewesen, das Fuhrwerk ohne Aufsicht stehenzulassen, da auf dem Wagen so manches wertvolle Stück liegenblieb, ob es das eben gekaufte Geschirr oder auch die schweren Winterpelze und andere wichtige Gegenstände waren; denn oftmals fand man das alles nicht wieder, wenn man spät am Abend die Heimreise antrat.

Das alles wußte der Jude Chaschke, richtig auszunutzen. Er hatte auf der genannten Straßenecke ein großes Gasthaus gebaut und legte dann dahinter einen riesigen Hof an, auf dem unzählige Fuhrwerke stehen und die Pferde gefüttert werden konnten. Die Reisebekleidung und sonstiges Gepäck, an dem lichtscheues Gesindel interessiert sein konnte, wurden in den großen Räumen des Gasthauses untergebracht. Ein Grund mehr, den Schlamm „hinunterzuspülen“.

Hier hielt jedes Fuhrwerk. Aber auch die meisten Fußgänger hatten im Krug zu tun. Und so kam es, daß Chaschke nicht nur die Kirrener, sondern auch die Leute aus den umliegenden Dörfern kannte. Sein Gasthaus wurde kurz Krug genannt, Kirrener Krug, sagte man außerhalb der Stadt.

Bei Chaschke war immer etwas los: zu jeder Tageszeit wurde hier getrunken und gegröhlt. Öffnete man die Eingangstür — sie war zweiflügelig mit Glasfüllungen in der oberen Rahmehälfte, innen und außen mit leicht gewölbtem Gitter versehen, das die schweren Stöße der derben Bauernfäuste abfangen sollte —, so schlug einem eine dicke, von Alkohol, Rauch und Knoblauchgestank geschwängerte Luft entgegen, die einen empfindlichen Menschen fast umwerfen konnte, dazu ein Lärm, in dem jedes in normaler Stärke gesprochenes Wort untergehen mußte.

c) Im Krug trinkt man nicht umsonst

Es war also Freitag, der 12. März 1909.

Obleich die nasse Periode mit allen ihren Nachteilen eingesetzt hatte, waren die Tische im Schankraum doch verhältnismäßig gut besetzt. Nur hinten in der dunklen Ecke waren drei Tische frei. Das Geschäftliche hatten die Bauern längst erledigt: sie hatten ihre Butter, Eier und Geflügel, mancher sogar ein fettes Schwein abgesetzt und dann Heringe, Salz, Pfeffer und dergleichen eingekauft. Jetzt mußte noch ein Gläschen getrunken werden. Sie saßen um die Tische, hatten Speck, Wurst, Brot und auch andere trotz der Passionszeit für die leibliche Stärkung vorgesehenen Dinge vor sich liegen, aßen und tranken, erzählten und schimpften, fluchten auch mitunter und waren trotz allem guter Dinge.

Hinter dem Schanktisch hantierte zufrieden Chaschke und seine Frau: Chaschke kassierte, seine Frau bediente, und es wickelte sich alles reibungslos und zur vollen Zufriedenheit beider Teile ab. Wenn man als Unbeteiligter das Treiben in dieser Kneipe beobachtete, mußte man unwillkürlich an die Hölle denken. Woher aber sollte hier der kalte, unbeteiligte und doch an diesem wüsten Treiben interessierte Beobachter herkommen?

Vor ungefähr einer Stunde war ein Fremder hereingekommen, der kurz mit Chaske gesprochen hatte. Er war mittelgroß, trug einen schwarzen Hut als Kopfbedeckung, hatte über einen dunklen Reiseanzug einen Paletot angezogen und trug in der Linken einen Reisekoffer, während sich die Rechte auf einen schweren Eichenstock stützte. Er mochte etwa 30 Jahre zählen, war schlank, fast hager, gepflegt und freundlich. Als er sich von Chaschke abgewandt hatte, glitten seine blauen Augen interessiert über die zechenden Bauern. Langsam schritt er auf einen leeren Tisch in der dunklen Ecke zu, wo er es sich auf einem Rohrstuhl bequem machte. Von hier aus konnte er den ganzen Raum ungestört beobachten. Nicht, daß er schon die Absicht gehabt hätte, als er den Krug betrat; aber da er nun einmal hier war, wollte er auch gleich die Menschen dieser Provinz näher kennenlernen. Zuerst wollte er die Gesellschaft des ihm am nächsten stehenden Tisches unter die Lupe nehmen. Vier Männer hatten es sich an diesem Tisch bequem gemacht.

An der einen Seite saß ein alter Bauer. Das schon leicht ergraute Haar quoll in verfilzten Strähnen unter der recht schmutzigen Pudelmütze hervor; das unrasierte Gesicht war eingelaufen, die grauen Augen wässerig, tief in den Augenhöhlen liegend, der große Reisemantel schmutzig und zerschlissen. Armut und Entbehrung spiegelten sich in seinem Gesicht wider. In der einen Hand hielt er ein Stück Schwarzbrot und geräucher-ten Speck, in der anderen ein Taschenmesser, mit dem er das Brot und den Speck schnitt und in den Mund schob. Mitunter sah es aus, als beiße er auf die Klinge. Dazu trank er Bier und schimpfte auf irgend jemanden.

Ihm gegenüber saß ein Mann mit breitem Rücken — sein Gesicht konnte der Fremde nicht sehen, da er mit dem Rücken nach der dunklen Ecke saß —, den eine Lehmkruste bedeckte. Vielleicht war er vom Wagen gestürzt. Die Pudelmütze lag neben ihm auf einem freien Stuhl. Sonst konnte man über diesen Menschen nicht viel mehr sagen; denn es war an ihm nichts Bemerkenswertes. Er aß und trank wie auch die anderen.

Links am Tisch saß noch ein ganz junger Bursche, der die Schlägermütze ins Genick geschoben hatte und den Eindruck eines Menschen machte, der an „leichtem Dachschaden“ leidet. Seine Augen waren rot umrandet, der Mund stand halb offen, die Unterlippe hing schwer herunter, und darüber wölbte sich eine wässrige Nase. Auch er aß, und die Laute, die dabei in seinem Mund entstanden, waren denen nicht unähnlich, die ein durch Schlamm watendes Pferd verursacht.

Ihm gegenüber saß ein kleines, buckliges Männchen, das den Eindruck eines übermüdeten Menschen machte. Seine Bekleidung und sein Gesicht sowie die Hände verrieten Armut und schwere Arbeit. Auch er aß. Sogar das Essen schien ihm schwerzufallen; wie mochte er da wohl an physische Arbeit herangehen? Das konnte man sich gar nicht vorstellen.

Während der alte Bauer aß, trank und schimpfte, schienen sich die anderen drei mehr ans Essen zu halten. Nur hin und wieder gab der ihm gegenüber sitzende breitschultrige Mann unverständliches, doch aber beipflichtendes oder bestätigendes Gurren von sich. Zwischendurch wurden auch die Kleinen gefüllt und geleert. Schon in kurzer Zeit wurde die zweite Flasche

bestellt. Der Bauer schlug mit dem Boden der kleinen Viertel-literflasche, auch Sotki genannt, auf die Innenfläche der Hand, und der Korken flog mit einem Knall an die Decke. Dann schenkte er ein. Die vier Männer hoben die Gläschen, ein gegenseitiges Prosit, und — ihr Inhalt wurde über die Zunge gekippt. Der bucklige Kleine schnappte nach Luft. Er schien verzweifelt etwas sagen zu wollen; denn er stammelte einige unverständliche Laute, dann lehnte er sich müde zurück. Jetzt schien sein Gesicht einer krankhaft gelben Maske ähnlich. Aber schon schenkte der alte Bauer von neuem ein.

In diesem Augenblick öffnete sich die Eingangstür, und eine Bauersfrau schob sich herein. Suchend glitt ihr Blick über die an den Tischen sitzenden Trinker. Dort, wo gerade die vier Männer ihre Schnapsgläser zum Prosit erhoben, blieben ihre Augen hängen. Dann drängte sie sich zwischen den Tischen und den Trinkern hindurch und blieb vor den Männern stehen. Nun musterte der Fremde auch sie. Er schätzte ihr Alter auf etwa 50 Jahre, doch konnte er sich auch irren; denn Arbeit und Not verbrauchen den Menschen. Ihr Gesicht trug die Spuren einer schweren Vergangenheit. Sorge und Gram hatten auf ihrem Gesicht tiefe Spuren hinterlassen. Die Schwielen an den Händen zeugten von schwerer Arbeit, der alte zerschlissene Rock von Armut.

„Hast du alles eingekauft?“ fragte sie den alten Bauern, ihn mit einem durchdringenden Blick anschauend.

„Laß mich doch mit dem Einkaufen in Ruhe!“ entrüstete sich dieser störrisch, ohne daß er sich der Frau zugewandt hätte. Sein Gesicht nahm einen verärgerten, ja, fast einen drohenden Ausdruck an.

„Dann gib das Geld her?“

„Geld? Woher soll ich Geld nehmen? Du glaubst wohl, daß das Geld in meiner Tasche wächst, was? Daß die Weiber auch bloß so blöde sein können!“

„Du hast doch aber das ganze Geld für die Gänse und Butter eingesteckt, du kannst es doch nicht versoffen haben, du Säufer, du versoffene Kröte?“

„Denkst du wohl, daß man bei Chaschke umsonst trinken kann? Frage ihn doch mal selbst. 50 Kopeken bin ich noch schuldig

geblieben. Aber das leiht er mir gern bis zum nächsten Mal. Hier, komm her und trinke ein Gläschen mit, damit auch du mal etwas vom Leben hast“, erwiderte er, füllte sein Schnapsgläschen und hielt es ihr hin.

Die Frau stand wie vom Schlag gerührt. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie erschrocken ihren Mann an. Sie war kreidebleich geworden. Plötzlich rötete sich ihr Gesicht wieder, die Augenlider senkten sich, und — ihre Blicke schienen plötzlich Blitze auf die am Tisch sitzenden Männer zu schleudern. Da öffnete sich auch schon ihr Mund.

„Schämst du dich auch nicht einmal, du Schwein!“ begann sich der seltsame Segen einer gequälten und verbitterten Seele auf den Bauern zu ergießen. „Dazu hast du die Gänse verkauft, und dafür quält man sich das ganze Jahr und bekommt schließlich nicht einmal einige Pfund Salz, du Krötel! Alles versäufst du, und die Kinder können hungern und zerlumpt und nackt auf dem Felde arbeiten. Alles wirst du durch deinen Satanschlund bringen: die Kinder und den Hof — und wir werden betteln können, du Hund, du brauner, du verfluchte Kröte, daß dich das Gewitter totschrügel!“

Die Frau begann mit den Armen zu fuchteln, als wollte sie auf den Bauern losschlagen. Das schmutzige Kopftuch glitt ihr vom Kopfe herunter, und das Haar geriet bald in Bewegung. Wie eine Furie schoß die Bäuerin auf den Tisch zu. Der Bauer duckte sich, verlegen schauten sich seine Trinkgenossen nach einem Weg für den Rückzug um. Dann aber schien es der Frau doch zu riskant. Sie tobte, fluchte und verwünschte noch einige Minuten lang ihren Mann und seine Saufkumpane. Der Bauer versuchte zwischendurch sie einige Male zu unterbrechen, wurde aber jedesmal niedergeschrien. Dann verließ sie, ihn noch zu lehren und verschwand schließlich wieder.

„Ist das ein verrücktes Weib!“ war das erste Wort des Sünders. „Aber soll sie nur scheitern — wir werden lieber noch einen trinken. I sveikata kaimyneli — prosit, Nachbarn!“

Auch der Bucklige trank nun mit lautem Schnaufen sein Gläschen leer. Als er wieder einigermaßen atmen konnte, meinte er, halb stotternd:

„Die Weiber werden mit jedem Tag frecher. Wo sich Männer zusammenfinden, da schnüffeln sie auch gleich herum. Ich glaube,

die werden uns nicht einmal im Grabe in Ruhe lassen, das dreimal verfluchte Weibervolk!

Auch die beiden anderen knurrten böse, sonst aber kümmerte sich in dem Raum niemand um die Angelegenheit — vielleicht darum, weil es sie nichts anging; vielleicht aber war der Zwischenfall hier im Krug eine alltägliche Erscheinung, so überlegte der Fremde.

„Laß nur“, tröstete sich der Bauer selbst, „wenn ich sie heute abend mit dem Peitschenstock belehren werde, wird sie sich auch wieder erinnern, wer der Bauer auf dem Hofe ist.“

Mit diesen Worten ergriff er das Gläschen und goß den Inhalt mit einem Ruck hinunter. „So, nun weiß man doch wenigstens, daß man lebt, Chaschke, Chasche, noch ein Sotkil“ rief er zum Schanktisch hinüber.

„Wenn es nach den Weibern ginge, könnte man ewig von Wasser und Brot leben.“ Bei diesen Worten machte der Bucklige eine Miene, die eine Frau hätte töten können, doch jeder, der ihn kannte, wußte ein anderes Lied darüber zu singen.

Ja, singen! Sofort stimmten sie das Trinkerlied an. Sie krächzten mit gröhrenden Stimmen, daß es einen nüchternen Menschen, wenn sich ein solcher im Krüge befunden hätte, sicher unter den Tisch hätte werfen können. Der Fremde schien nüchtern zu sein und fiel doch nicht um. Vielleicht kannte er das, vielleicht hatte bereits ein ähnlicher „Gesang“ sein gesundes Empfinden hingemordet.

„Isgériau septynis, dar gersiu devynis; dar mano galvelej, dar nieko nėra — sieben habe ich getrunken, noch trinke ich neun; denn in meinem Köpfchen ist immer noch nichts vorhanden...“

Dabei versuchte einer den anderen zu überschreien. Es war eben der Gesang betrunkenen Männer, die immer noch nichts im Köpfchen haben.

Der Fremde in der Ecke schien weder den Gesang noch die vorher gesprochenen Worte ernstzunehmen; denn sein Gesicht verzog sich nur zu einem verstehenden Lächeln, einem leichten Schmunzeln. Er verstand sie alle, auch den bedauernswerten Buckligen sowie den hemmungslosen Bauern.

Der Bauer hatte Gänse, Butter, Eier und andere landwirtschaftliche Produkte auf den Markt gebracht, um für den Erlös das Allernotwendigste, wie Salz, Pfeffer, Streichhölzer, Heringe usw., einzukaufen, vertrank aber die paar Kopeken und machte obendrein Schulden und kaufte nichts ein. Das hatte der Fremde richtig erfaßt. Muß da nicht auch der geduldigsten und ein-sichtsvollsten Frau, und zwar in Anbetracht der hoffnungslosen Lage zu Hause, der Hut hochgehen? Von ihrem Standpunkt aus müßte so ein Mann zu Tode geprügelt werden.

Aber der Mann hat andere Gedanken und andere Wünsche. Er arbeitet und quält sich auf dem Hofe und kommt nicht weiter. Sorgen um das tägliche Brot machen ihn müde, und da kann es einen nicht wundernehmen, wenn er sich auch einmal vergessen, wenn er einmal die Not und die Hoffnungslosigkeit „hinunterspulen“ oder „ersäufen“ möchte — einmal den Kram vergessen, einmal wieder froh und zufrieden sein können! Da kann nur ein Gläschen Wodka helfen.

Die Augen des Fremden glitten weiter, von Bauern zu Bauern, von Tisch zu Tisch. Aber wohin er auch schaute, er traf immer auf abgehärmte, von Sorgen und Not durchfurchte Gesichter: das Schicksal des einen war auch immer das Schicksal des anderen, und wer die Not des einen kannte, der wußte auch, wo es bei dem anderen fehlt. Not und Armut schaute ihnen aus den Augen, und doch lachten sie und johlten, wenn sie in der Gast-wirtschaft saßen und ihre letzte Kopeke in Schnaps umsetzten und sogar Schulden machten.

Was für ein ohrenbetäubender Lärm! Lachen, Flüche, Schreie mischten sich mit dem Klirren der Gläser, mit dem Knallen gegen die Decke fliegender Korken, dazu eine Luft, die einem das Atmen zur Schwerarbeit machte: Alkoholdunst, Rauch, säuerliche Gerüche von Sauerkraut, Knoblauch, Zwiebeln und undefinierbarer Gemische anderer noch vorhandener und wieder-gegebener Speisen. So könnte man sich ungefähr die Vorhalle der Hölle vorstellen; und vom Krug bis zur Hölle war es — zumindest in jener Zeit — auch nicht allzu weit. So mancher hatte von hier den Weg ins Jenseits angetreten. Darüber wußte man ganze Geschichten zu erzählen. Der Fremde allerdings kannte sie noch nicht. Aber es ging ihm auch nicht um Geschichten; denn er war ein ausgesprochener Realist und betrach-

tete das alles von einer anderen Seite. Wenn er sich auch zuweilen Geschichten anhörte, so stand er doch fest und unerschütterlich mitten im Leben. Weder Gruselgeschichten noch die zu jener Zeit überall vorhandenen Gespenster konnten ihm den festen Grund seiner Anschauung nehmen.

Unterdessen hatten viele ihren „Durst gelöscht“ und gingen; dafür kamen andere herein, um sich ebenfalls zügellos in das Treiben des „nassen“ Lebens zu stürzen. Sogar Frauen gaben sich der ermunternden Flasche „Sichvergessen“ hin. Es war ein Kommen und Gehen, ein Genießen und Leiden. Ruhig und kalt nahm der Fremde alles in sich auf. Hier gesellte sich zueinander nur gleich und gleich. Bessere Menschen, wie man hier die finanziell gutgestellten Zeitgenossen zu bezeichnen pflegte, schienen bei Chaschke nicht zu verkehren. So stellte es der Fremde bei sich fest.

d) Ein neues Gesicht taucht auf

Doch kaum, daß er diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte, sollte er sich auch gleich vom Gegenteil überzeugen können. Abgesehen davon, daß er auch selbst aus einer gutbürgerlichen Schicht war: das verriet sein Äußeres. Die Eingangstür wurde plötzlich mit solcher Wucht aufgestoßen, daß die vergitterten Türscheiben nur so klirrten und man in dem neuen Ankömmling, solange man ihn nicht gesehen hatte, einen in Wut geratenen Riesen vermuten mußte. Zumindest hatte der Fremde diesen Eindruck gewonnen. Doch der sich durch die Tür hereinzwängende Mann hatte nichts an sich, was ihn mit einem Riesen hätte verwechseln lassen können, es sei denn, man hätte seinen übernatürlich großen Umfang des Leibes als zu einem Riesen gehörend betrachtet. Seine Größe allerdings betrug nicht mehr als 165 Zentimeter. Der große Reisepelz, den er über einen Paletot trug, veränderte seine Ausmaße ebenfalls beträchtlich, und wenn man hier das Wort „so lang und so breit“ hätte fallen hören, so hätte man es nicht als Bosheit betrachten dürfen, sondern lediglich als passenden Vergleich. Also ein Riese war der Mann auf keinen Fall. Auf dem Kopf hatte er eine schwarze, etwas schief sitzende Pudelmütze. Seine blauen Augen sprangen im Raum nervös hin und her. In der Linken trug er einen Reisekoffer. Die Rechte hielt einen schweren Eichenstock umklam-

mer. Seine Kleidung und die ganze Aufmachung verriet auch in ihm einen „besseren“, einen zur Intelligenz gehörenden Menschen, wie man sich gewöhnlich unter den Bauern auszudrücken pflegte, d. h. er war ein Geistesarbeiter. Niemand von den Anwesenden, ausgeschlossen den Fremden, nahm Notiz von seiner Ankunft.

Der Ankömmling nickte zum Gruß mit dem Kopf und drängte sich sofort an den Schanztisch vor, wo er zuerst seinen Reisekoffer vor sich auf den Fußboden stellte und sich dann nervös an den Gastwirt wandte:

„Guten Tag, Chaschke! Was soll denn das, es ist bereits 2 Uhr, und Meyer läßt sich immer noch nicht sehen? Es ist höchste Zeit, wenn wir noch heute Witten erreichen wollen!“

„Guten Tag, Herr Pastor“, erwiderte der Gastwirt, indem er eine Handvoll Kleingeld in die Schublade hineinzählte. „Wie geht's, was macht Ihre Frau Gemahlin? Ich habe sie schon sehr lange nicht mehr gesehen.“

Chaschke gebrauchte viele Worte, aber wenn man sie zusammenfaßte, blieb immer nur die eine Frage: Was macht das Geschäft? Sonst hatte er auch keine anderen Sorgen. Er fragte wohl nach dem Befinden der Frau Gemahlin, aber das war nicht er, der fragte, sondern nur seine Zunge, die jeden Besucher des Kruges ganz automatisch anredete. Und seine Zunge wußte genau, welche Worte an den Pastor Geldrich zu richten sind; denn dieser hatte es eben gern, wenn man sich nach dem Befinden seiner Frau Gemahlin — das Wort Gemahlin durfte allerdings nicht vergessen werden — erkundigte. Seine Frau stand an der Spitze seines irdischen Stolzes, seines ganzen Lebensinhaltes. Jedes zweite Wort, das er sprach, so wußten zumindest böse Zungen zu behaupten, begann mit „meine Frau“. Was er tat, was er sagte und wonach er strebte, war auf das Wohlergehen seiner Frau ausgerichtet.

„Meyer wird sicher bald kommen“, fuhr Chaschke in seiner beruhigenden Art gemächlich fort, immer noch das Geld zählend. „Dort hinten wartet schon ein Fahrgast, der auch nach Witten will.“

Der Mann, den Chaschke mit „Herr Pastor“ angeredet hatte, vergaß die Nachfrage betreffs des Befindens seiner Frau und

wandte sich um. Seine Bewegungen waren voller Spannkraft, obwohl das Haar auf seinem Haupte licht zu werden begann und an den Schläfen der erste eisgraue Schimmer auftauchte.

„Ach, der einzelne Mann dort hinten am Tisch?“ fragte er über die Schulter zurück. „Da werde ich wenigstens Gesellschaft haben. Was will denn der in Witten? Ich kenne ihn ja gar nicht“, fügte er noch in einem Tone hinzu, als müsse er zumindest die Bewohner des ganzen Kreises, vielleicht sogar des ganzen Landes kennen.

„Ich auch nicht... Was kann der schon viel wollen, nicht einmal einen Schnaps trinkt er!“

„Das werden wir gleich haben. Und wenn Sie Meyer sehen — es ist wirklich höchste Zeit!“

Damit hob er wieder seinen Koffer auf und drängte seine wuchtige Masse nach der Ecke hin, wo der Fremde gemächlich ohne Hast seine Stulle aß. Er schien das Pflögma selbst zu sein, „Ich heiße Geldrich und bin Geistlicher“, sagte der Pastor polternd laut, wie es sich eben in einem belebten Krug ziemt, und verneigte sich kaum merklich. Nachdem er dann den Koffer wieder vor sich auf den Fußboden abgestellt hatte, nahm er den Eichenstock in die Linke und reichte die gepflegte Rechte dem unbekanntem Mann direkt über den Tisch. „Chaschke meinte, Sie wollten auch nach Witten. Da wir nun einmal ein gemeinsames Reiseziel haben, erlaube ich mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich hoffe, wir werden uns gut verstehen und uns gegenseitig auch die Reise einigermaßen erleichtern...“

Es schien, als wolle Geldrich gar keinen Punkt machen, als wolle er den Fremden nicht zu Wort kommen lassen, sondern nur selbst reden, bestimmen, mit vollendeten Tatsachen aufwarten. Der Fremde dagegen machte den Eindruck, gar keine Eile zu haben; umständlich legte er seine Stulle auf den Tisch und erhob sich bedächtig, den Blick fragend auf den Pastor gerichtet. „Jost“, sagte er langsam. „Ich freue mich, Sie, Herr Geldrich, kennenzulernen. Daß wir uns verstehen werden, ist mir eine Selbstverständlichkeit. Aber nehmen Sie doch bitte Platz; denn das Fuhrwerk ist noch nicht da, und wenn es kommt, wird man uns, wie es der Gastwirt versprochen hat, rechtzeitig verständigen. Er habe noch einige Kleinigkeiten in der Stadt zu erledigen, sagte man mir.“

Geldrich stellte nun seinen Koffer an die Wand, hing den Eichenstock an die Tischkante und wollte es sich gerade auf dem Stuhl bequem machen, als die Tür aufging und wieder ein Mann mit beachtlichem Leibesumfang mit etwas kurzen, man könnte fast sagen, **entenwackeligen Schritten** hereinkam.

„Vergessen wird man uns nicht, das weiß ich“, erwiderte Geldrich überzeugt, „aber es ist die allerhöchste Zeit, daß wir fahren; denn es ist bereits 2 Uhr. Wenn es nicht bald losgeht, erreichen wir Witten heute nicht mehr.“

In diesem Augenblick bemerkte er den Mann mit dem **entenwackeligen Gang**.

„Ah“, rief er erfreut aus, „da ist ja auch schon Meyer gekommen!“ Und zu Jost gewandt: „Bitte behalten Sie doch meinen Koffer im Auge; ich will sogleich erfahren, was die **Verzögerung** hervorgerufen hat und ihn zwingen, die Abfahrt zu beschleunigen.“

Damit hatte er sich auch schon vom Tisch entfernt. Meyer war zu Chaschke hinter den Schanktisch getreten. Seine Schlägermütze hatte sich etwas nach hinten verschoben. Sein Gesicht war bemerkenswert dick und rund, fast wie aufgedunsen, vier bis fünf Wochen nicht mehr rasiert, so daß die dichten, schwarzen Stoppeln einer Grummetwiese ähnelten und die kleinen anliegenden Ohren fast verdeckt waren. Nur wenn man genau hinschaute, konnte man sehen, daß ein kleiner Schnurrbart seine Oberlippe bedeckte und die Stoppeln auf dem Kinn in einen kurzen, spitzen Ziegenbart ausliefen. Seine eng gewordene Drillichjacke hatte nur noch einen Knopf aufzuweisen, und auch der war außer Dienst gesetzt, so daß sie die alte, abgetragene Weste auf dem gewölbten Leib nicht mehr verdecken konnte. Vielleicht auch war das absichtlich gemacht, um die zwischen Knopfloch und linker Westentasche im Bogen hängende Kette sichtbar zu machen; denn eine Uhr konnte sich ja nicht jeder leisten. Und Meyer trug zum Unterschied von vielen anderen, die an der Kette nur ein Taschenmesser in der Westentasche hatte, eine Uhr. Stiefel und Hosen waren vom Schlamm bespritzt, sogar der Rock trug die Kennzeichen des nassen Gesichtes der Erde.

(Wird fortgesetzt)

K. S. - R.

Die deutsche Buchhandlung in Kauen

1942—1944



Anlässlich der Wiedereröffnung der „Deutschen Buchhandlung“ in Kauen am 1. September 1942 erschien in der „Kauener Zeitung“ ein ausführlicher Artikel mit den Schlagzeilen:

Ein kulturelles Ereignis:

DEUTSCHE BUCHHANDLUNG heute eröffnet!
16 000 Bände stehen dem ersten Ansturm
der Lesehungrigen zur Verfügung.

Es folgen hier Auszüge aus dem Zeitungsartikel, denen einige Anmerkungen zugefügt wurden.

„Als Chef der Buchhandlung treffen wir den letzten Leiter der einstigen deutschen Buchhandlung in Kauen, Herrn Scheffler, an, der eigens für diesen Zweck von seiner bisherigen Stellung in der Zentrale der Frontbuchhandlungen in Riga freigegeben wurde.“

„In nahezu fünf Monaten (April bis August 1942) ununterbrochener Arbeit hat Herr Scheffler die Voraussetzungen für die Eröffnung einer sowohl räumlich-technisch, als auch hinsichtlich der Reichhaltigkeit ihres Lagers würdigen Verkaufsstätte des deutschen Buches geschaffen.“

„Die Verkaufsräume wurden durch Hinzuziehung zweier bisher nicht zur Buchhandlung zählenden Zimmer erweitert, die ursprünglich getrennten beiden Ladenräume zur Alleeseite hin wurden durch Aus-



Blick von der Eingangstür in die Räume der Buchhandlung

brechen der Zwischenwand in einen schönen durchgehenden Verkaufsraum umgestellt.“

„Fleißige Handwerkerhände verliehen dem neuen Geschäftslokal ein freundliches und in jeder Hinsicht geschmackvolles Gepräge.“

„Es ist wirklich ein anheimelnder und einladender Aufenthalts-Salon geworden, dieser Verkaufsraum der Deutschen Buchhandlung. An den Wänden stehen die hohen Bücherregale, von denen in lockender Buntheit die Rücken der Bücher dem eintretenden Käufer ihre Titel entgegenrufen.“

„Viel schöne Literatur.

Unweigerlich wird an dieser Stelle jeder Leser wissen wollen: Was gibt es? Und: Wieviel gibt es?

Nun, die Auswahl, die zur Eröffnung der Buchhandlung vorliegt, kann wirklich beim besten Willen nicht als klein bezeichnet werden. Es sind zur Zeit insgesamt 16 000 Bände, die als erste Kost dem Leschunger der in der letzten Zeit hier in Kauen in dieser Richtung wahrhaftig nicht allzu sehr verwöhnten Deutschen zur Verfügung stehen. Rund ein Drittel dieser Bücher ist schöne Literatur, während im übrigen natürlich das geschichtliche, politische und weltanschauliche Buch der Gegenwart den Platz einnimmt, die es seiner Bedeutung nach heute beanspruchen muß.“

„Eine einstweilen noch kleinere, aber gepflegte Abteilung ist dem fachwissenschaftlichen Buch vorbehalten. Sie soll in nächster Zeit besonders ausgebaut werden, um auch in dieser Richtung allen bestehenden Wünschen nach Möglichkeit gerecht werden zu können.“ (Anm.: Tatsache ist, daß die Deutsche Buchhandlung im Zeitraum von 1924—1940 vorwiegend fachwissenschaftliche Literatur in deutscher Sprache führte, die hauptsächlich von der Litauischen Staatsuniversität, verschiedenen wissenschaftlichen Akademien, von den litauischen Staatsministerien und Militärbehörden und von Einzelpersonen gekauft wurde.)

„Es macht natürlich Freude, ein wenig in den ausgestellten Büchern herumzuschnüffeln, denn dazu stehen sie ja da. Es wäre natürlich ein unsinniges Unterfangen, jetzt mit einer Aufzählung beginnen zu wollen. Aber man freut sich doch, wenn man dem Leser versichern kann: da findet ihr Bruno Brehm, Emil Strauss, Binding, Wiechert, da findet jeder von euch bestimmt noch diesen oder jenen ‚persönlichen‘ Freund unter den Autoren, den zu erraten hier natürlich zu weit führen würde...“

Soweit der Zeitungsbericht.



Die Damen der Deutschen Buchhandlung in Kaunas, 1942—1944
 Von links: *Frl. Gerda Krebs, Frl. Jenny . . ., Frl. Charlotte Rueckert,*
Frl. Hoffmann

Wie es sich in den nächsten Jahren zeigte, konnte die Deutsche Buchhandlung ihre alte Tradition fortsetzen und sich als Zeuge deutscher Kultur in Litauen erneut bewähren.

Die wechselvolle Geschichte der Deutschen Buchhandlung ist der nachfolgenden Aufstellung zu entnehmen:

1924—1929 Inhaber: Deutsche Druckerei-Gesellschaft

1929—1935 Inhaber: Buchhändler Walter Fischer
 (später Verlagsdirektor in München)

1936—1940 Inhaber: Buchhändler Woldemar Scheffler,
 Hermann Hahn und Richard Hahn

1942—1944 Inhaber: Buchhändler Woldemar Scheffler und
 und Buchhändlerin Karin Scheffler-Räth.

Die letzten Inhaber der Deutschen Buchhandlung, das Buchhändler-Ehepaar Woldemar und Karin Seffler, leben seit 1955 in den Vereinigten Staaten.

Das ausgediente Pferd

Vierzig Jahre sind eine lange Zeit. Aber auch die sind vergangen, und ich sollte nach vierzigjährigem Schuldienst pensioniert werden. Wie üblich, wird man da mit einer kleinen Schulleier verabschiedet. Auch bei mir war es der Fall. Es war der letzte Schultag vor den Sommerferien. Das Kollegium versammelte sich unten in der Aula. Auch die Schulrätin, Frau Dr. Dressler, war dabei. Es sang der Chor, Gedichte wurden vorgetragen. Zwei Kollegen, Frau Kletzing und Herr Schneeweiss, spielten vierhändig Klavier. Dann wurden noch von der Schulrätin und Rektor Steinkamp Ansprachen gehalten. Der Rektor erwähnte unter anderem in seiner Rede, ich hätte einen Garten, da werde ich als Pensionärin keine Langeweile haben. Es war alles so rührend, beinahe zum Heulen. Aber ich durfte den Halt nicht verlieren. Ich hielt mich. Nach dieser offiziellen Feier unten, ging es nach oben ins Lehrerzimmer zu einem Imbiß. Es wurde gegessen und getrunken, es wurde erzählt und gelacht. Die Stimmung war da. Nun forderte mich Rektor Steinkamp auf, aus meinem Leben etwas zu erzählen. Leicht gesagt, schwer getan. Ich erzähle nicht gern von mir. Es gibt Dinge im Leben eines Menschen, die zu erzählen die Eigenliebe nicht erlaubt, und es gibt Dinge, die zu erzählen man sich schämt, und es gibt Dinge, die man mit sich ins Grab nehmen möchte. Was nun? Nach einigem Nachdenken fiel mir eine Heimatgeschichte ein.

Ich bin in Mariampol/Litauen (damals Rußland) geboren. Mariampol war schon immer eine Garnisonstadt. Es waren Dragoner, die dem Stadtbild das Gepräge gaben. Vor allem tat es ihre schicke Uniform: rote Hosen, hellblaue Röcke mit gelben Schnüren auf der Brust verschnörkelt. Ein farbenfroheres Bild konnte man sich gar nicht vorstellen. Dann kamen diese Männer auf schicke Pferde. Herrlich, einfach herrlich! Die Schirmherrin dieses Regiments war die Prinzessin Olga, die älteste Zarentochter. Sie besuchte oft ihr Regiment. Da konnte man auch sie unter den Reitern auf einem Pferde sehen. Sie hatte auch

dieselbe Uniform an, nur statt roter Hose einen roten Rock. Auch saß sie in einem Damensattel.

Wir wohnten auf der Prenner (Prienai) Straße am Stadtrand. Wo die Prenner Straße zu Ende ging, war ein großer Platz, ein Pferde-Übungsplatz, Tabun genannt. Dahin zogen die Dragoner jeden Morgen zu Pferd, um ihre Pferde zu dressieren. Es waren junge, stolze Pferde! Um sich dieses Bild nicht entgehen zu lassen, standen Menschen, vor allem Mädchen, am Straßenrand und warteten. Diese stolzen Dragoner ließen so manches Mädchenherz höher schlagen. Meins war nicht dabei, denn ich war damals noch ein Kind. Auf dem Tabun ging es rege zu. Zuerst erschallte ganz laut die Trompete. Danach stellten sich die Reiter mit ihren Pferden in eine Reihe. Es begannen die Übungen, das Rennen in verschiedenem Trab, das Springen über Hindernisse. So war es jeden Tag, jahraus, jahrein. So ging es eine lange Zeit. Aber auch hier sind die Jahre vergangen, und die Pferde wurden alt. Die wurden dann an Bauern billig verkauft und durch neue junge Pferde ersetzt. Der Bauer führte das Pferd ab und begann, es auf Feldarbeit umzustellen. Es sollte jetzt den Pflug, die Egge, den beladenen Wagen ziehen. Das Pferd bäumte sich. Den Bauern kostete es viel Mühe, bis er es mit Peitschenhieben dazu zwang. Während seine Kameraden noch Zierpferde blieben, war das verkaufte Pferd schon längst ein Arbeitspferd. Der Bauer aber hatte es mit der Umstellung noch längst nicht geschafft. Wenn das Pferd beim Arbeiten die lerne Trompete hörte, dann blieb es stehen, spitzte die Ohren und riß aus in Richtung Tabun. Der Bauer vermochte es nicht mehr zu halten. Es rannte mit Wagen oder Pflug, es war ihm egal. Auf dem Tabun angelangt, stellte es sich neben den anderen Pferden in die Reihe. Alle Pferde drehten die Köpfe hin nach dem Ankömmling. Hier das dunkelbraune, da das hellere, weiter das stolze, das beim Rennen immer gewann, lerner das beste im Weitsprung, alle guckten nach einer Richtung. Ihre Augen strahlten den alten Kameraden an. Als letzter in der Reihe stand der Bauer, ehrerbietig den Hut in der Hand, und entschuldigte sich bei dem herangetretenen Offizier. Der Offizier lächelte und tätschelte das Pferd auf den Hals. Dann ließ sich der Ausreißer geduldig vom Bauern abführen. — Ich war mit meiner Pferdegeschichte zu Ende.

Ich fuhr fort. So wird es mir ergehen, wenn ich zu Hause nach den Ferien um 8 Uhr das Schellen der Schulglocke hören werde. Dann stehe ich mit irgendeinem Gartengerät vor der Schultür. „Wir werden ganz leise schellen“, sagte der Rektor. Aber auch das leiseste Schellen hielt mich davon nicht ab, nach den Ferien in der Schule zu erscheinen. Mit leerer, inhaltsloser Tasche stand ich vor der offenen Tür des Lehrerzimmers. Es war Pause. Das Kollegium saß um den langen Tisch. Alle drehten die Köpfe hin nach dem Ankömmling. Am Tischende der wortkarge, rätselhafte Rektor Steinkamp mit der Zigarre, neben ihm die mit dem Schicksal haderende Konrektorin Golitz, weiter die damenhafte Frau Altenhoevel, dann die schweigsame, stille Frau Bugay, lerner ein paar unbekannte Gesichter von Kollegen, die für das neue Schuljahr angestellt waren, dann wieder bekannte Gesichter, der stets hilfsbereite, aufmerksame Herr Schmidtke, neben ihm die hübsche Frau Prager, der nächste war der immer zu Späßchen aufgelegte Herr Godehardt und schließlich der Gentleman Mrochen, der inzwischen meinen Platz eingenommen hatte, alle guckten nach einer Richtung. Ihre Augen strahlten den alten Kameraden an. Herr Mrochen verzog sich und überließ mir meinen alten Sitzplatz. Es war, als ob ein Blatt der Vergangenheit zurückgeblättert wurde. Seitdem besuche ich die Schule öfters. Das Kollegium freut sich auf mein Kommen, ganz besonders aber der Rektor. Auch kommt ein Stückchen Schule zu mir. Meine ehemaligen Schüler — jetzt schon um die 20 — besuchen mich oft. Kommen mit ihren Freundinnen und Freunden. Die muß ich auch kennenlernen. Wir verbringen dann bei einer Tasse Kaffee ein paar gemüthliche Stunden. Dann gehen sie wieder, und ich bleibe allein — aber nicht einsam.



Sommertage an der Scheimena

Die Sonne brannte, der Junitag schien nicht enden zu wollen, Mikas, den Bauernsohn, trieb es vom Hof. Hinter der Wiese plätscherte die Scheimena, der Fluß, die blumengesprenkelten Äcker dehnten sich weit vor ihm aus, in sonnendurchzittertem Dunst konnte er in der Ferne den sich hinziehenden Wald nur ahnen. In einer Anwandlung von Unruhe hatte es ihn aus dem Haus gejagt, an einzelnen oder in Gruppen stehenden Bäumen vorbei, durch wogende Roggen- und Weizenfelder. Zwischendurch erstreckten sich die Weiden, auf denen Schafherden sich tummelten, hell schallte es zu ihm her, wenn die zottigen Böcke mit ihren schneckenförmig gewundenen Hörnern aus überschüssiger Kraft heraus zusammenstießen.

Bald ließ die Rastlosigkeit in ihm nach, er ließ sich träge ins Gras fallen, Halme, weißer Klee, Hahnenfuß schlugen wie eine Welle über ihm zusammen, schwarzgesprenkelte Marienkäfer krabbelten auf ihm herum, Summen und Brummen von Insekten füllte die Luft; so lag er eine Weile, dachte an nichts, wollte nichts. Von weither hallten verloren langgezogene Glockentöne, kaum hörbar, durch die Luft, herbsüßer Duft drang ihm in die Nase.

Ein litauisches Lied voller Naivität, von einer auf dem Feld arbeitenden Frau gesungen, klang zu ihm herüber:

„Ach ihr Gärten, ach ihr Gärten,
manchmal blüht ihr, manchmal nicht,
ach ihr Burschen, ach ihr Bürschchen,
manchmal liebt ihr, manchmal nicht.“

Mikas kannte das Lied, es erzählte die Geschichte eines armen Mädchens, das schön war und einen reichen Mann heiraten sollte, den es nicht liebte . . .

Er setzte sich auf und summte das Lied mit, dann schaute er zum Fluß hinüber, woher ein Rufen, Schwatzen und Geplätscher zu ihm herüberklang. Quirlend wälzte die Scheimena ihr Wasser dahin, abgebrochene Äste, Blätter trug sie mit sich. Zwei plumpe Boote tauchten plötzlich auf ihr auf, junge Männer saßen darin, mit den Rudern

geschickt hantierend. Derbere Worte flogen zum Ufer hin, wenn sie eine Gruppe arbeitender Frauen erspähten, kehlig klangen ihre Stimmen. Es zog ihn zum Fluß hin, er schaute ins Wasser, beobachtete, wie in dem sich bildenden Wirbel Blätter immer schneller sich drehten und untertauchten, wechselte mit den Männern im Boot einige Worte. Seine Blicke wanderten zu zwei Mädchen, die Heu harkten und sich dabei flink und anmütig in ihren teils selbstgewebten Kleidern bewegten, ihn scheinbar nicht sehend und heimlich doch Blicke zuwerfend, ihr Kichern schien kein Ende nehmen zu wollen.

Weiter stromabwärts schleppten zwei Männer quer durch den Fluß ein Netz. Mit Rock, langer Hose und Schuhen angezogen, wateten sie unterhalb der Uferböschung, an tiefen Stellen einsinkend im Wasser, am Ufergestrüpp und Gras sich dann klammernd. Um die Brust hatten sie ein Seil befestigt, das am Ufer von je einem kräftigen Burschen gezogen wurde, dadurch sollte erreicht werden, daß sie über Tiefungen ungefährdet hinwegkamen, auch kamen sie dabei leichter mit dem schweren Netz voran; weiter unten am Fluß stießen Frauen und Kinder immer rascher mit langen Stangen ins Wasser, je näher das Netz kam —, damit scheuchten sie die Fische hervor und trieben sie dem Netz zu. Nur langsam kamen die Männer voran, das Netz war lang, verfang sich an Ästen, Steinen, der eine, Petruschis, klein und gedrunken, mit verwegendem Gesicht, fluchte immer wieder, wenn er ins tiefe Wasser rutschte und sein Kopf samt Mütze für einen Augenblick unter der Wasseroberfläche verschwand. Der andere lachte dann über ihn, rief ihm zu: „Vorsicht, du wirst noch ertrinken!“ Er wußte, daß Petruschkis kaum schwimmen konnte und ärgerlich war, wenn man darauf anspielte.

An der nächsten Furt, dort, wo die stangenbewaffneten Frauen und Kinder warteten, zogen sie das Netz auf die Wiese und kehrten es aus. Plötze, Barsche, lange Hechte, blaugrau, schlank und mit abgeflachten Köpfen, zappelten auf dem Gras und wurden bald aufgesammelt, in großen Beuteln verstaut. Das gibt diesmal viel Arbeit, sagten die Frauen zueinander, schauten sich bedeutungsvoll an, sie wußten — morgen war ja ein Sonntag, die Arbeit ruhte auf dem Feld, die nächsten Nachbarn bekamen auch ihren Anteil an Fischen, halfen mit, so daß sie gut mit der Arbeit fertig werden würden. Die Stimmung war schon jetzt gehoben, zwei Tage wartete auf alle ein gewaltiges Fischessen, köstlich zubereitet, mit verschiedenen Zutaten.

Lange hielt es Mikas am Ufer stehend nicht aus. Er krempelte die Hose hoch, watete zur Uferböschung, griff dort immer wieder mit den Händen ins Wasser, hielt plötzlich einen Krebs in der Hand, warf ihn auf eine Gruppe am Ufer stehender Frauen, die kreischend auseinanderstoben.

„Onute!“ rief er, „den koch' mir heute abend, gleich fange ich noch einige für dich. Du brauchst sie bloß ins kochende Wasser zu werfen. Ich komme abends zum Essen, später gehen wir dann zusammen zur gegužyne“ (ländliches Tanzfest).

Onute, eine siebzehnjährige Dorfschöne, mit langen blonden Zöpfen, antwortete schnippisch:

„Spring du doch in kochendes Wasser, dann wirst du wissen, wie das ist.“

Sie drehte sich zu den anderen hin, diese lachten und hänselten Mikas, was ihm aber nichts auszumachen schien, er parierte schlagfertig mit Worten zurück. Immer wieder versuchte er, ein Gespräch mit Onute anzuknüpfen, ließ seine Augen nicht von ihr.

Petruschis rief zur Arbeit — wieder schleppten beide Männer mit inzwischen klanm gewordenen Gliedern das Netz ungefähr 30 Schritte weiter, zogen es ans Ufer, ruhten eine Weile.

Mikas schaute ihnen zu, wandte sich später um — Onute konnte er in der Nähe nicht entdecken. Sie befand sich mit ihren Freundinnen schon auf dem Heimweg. Lange sah er ihr nach, verfolgte ihre lebhaften Arm- und Kopfbewegungen. Er holte tief Atem, sie ließ ihn nicht los, was war bloß los mit ihm?

Ob sie auch an ihn dachte und aus einem falschen Jungmädchenstolz heraus es nicht zeigen wollte, sich verstellte? Ob sie sich einmal umschaute? Er wartete und wartete. Einem Impuls nachgebend, begann er laut zu singen:

„Tausend Schritte von mir wohnt meine Liebste,
leider kann ich sie jetzt nicht besuchen.

Ich wanderte einst übers Feld, der Klee blühte,
und mir war es, als begleitete mich dabei meine Liebste...“

Er unterbrach sein Lied, denn er sah, wie Onute sich umdrehte, ganz kurz zurückwinkte. Ein Glücksgefühl überwältigte ihn. Lustig sang er weiter:

„Das Bächlein rann dahin, ich überquerte es,
es schien, als spräche meine Liebste zu mir.
Auf Fußspitzen eilte ich über ihren Hof,
die Eltern sollten ja nicht aufwachen.
Ich öffnete die Tür, riß die Mütze vom Kopf:
Guten Abend, Allerliebste, endlich bin ich bei dir.“

Heute abend sehe ich sie, sie kommt bestimmt, nun glaubte er es. An ein Abholen durfte er nicht denken, ihre Eltern waren sehr streng, nur in Begleitung ihrer Freundinnen durfte sie abends aus dem Haus gehen, sie war ja noch so jung . . .

Der Abend kam, der glühende Sonnenball wurde immer größer, je mehr er sich der Erde näherte. Längst tanzten die Paare auf der Waldwiese nach den Klängen einer Ziehharmonika, die Stimmen wurden lauter und lustiger. Auch Petruschis, seine Mütze hatte er schief auf den Kopf gesetzt, war da und schaute sich unternehmungslustig um. Er war schon älter, noch immer Junggeselle.

„Los, tanz den Kosakentanz oder bist du schon zu alt?“ riefen ihm einige zu, sie wußten, wie empfindlich er in dieser Hinsicht war. Es bedurfte nicht der wiederholten Sticheleien, bald flog Petruschis wie ein Ball über dem festen Boden, akrobatische Verrenkungen machend, rhythmisch stampfend . . .

Mikas wartete und wartete, Onute kam nicht. Traurigkeit beklemmte sein Herz, er mochte mit niemandem sprechen, tanzen. Er konnte das immer lauter werdende Zirpen der Grillen nicht ertragen, auch als er sich schon vom Tanzfest fortbegeben hatte und zum sternübersäten Himmel starrte, fragte er sich immer wieder, warum sie nicht kam, ob sie ihn vielleicht nicht leiden konnte. Zu Hause saß er noch eine Weile im Dunkeln, schaute durchs offene Fenster; eine heisere, ersterbende Stimme eines Trunkenen drang nur schwach zu ihm her; weit, weit im Feld verglimmte ein Feuer, von einem Hirten angezündet, und erlosch dann plötzlich; Müdigkeit überkam ihn, bald lag er im Bett und schlief.

Die Sonne blieb nicht lange verschwunden, im Osten rötete sich der Himmel. Mikas schien es, als wäre er kaum eingeschlafen, als er ein hartnäckiges, ihm leider nur zu gut bekanntes Hahnkrähen und Flügelschlagen hörte. Das war der alte Bauer, der immer wieder ein lautes „Kikerekkiii“ krähte — so wollte er die „verschlafene Bande“

rasch zum Aufstehen bringen. Zwischendurch brüllte er: „Alles aufstehen, alles aufstehen!“ Langsam begann das Leben auf dem Hof, nicht ohne leises Murren, wie: „Der Olle ist wohl ganz verrückt geworden, im Dunkeln jagt er uns aus dem Bett, und er selbst legt sich dann hin“, was ja nun meistens auch stimmte, denn der „Olle“ schlief am Tage besser als in der Nacht, eine Eigentümlichkeit vieler Alten. Nach und nach begann der Arbeitstag, wenn es auch ein Sonntag war, die Milchkannen wurden aus der Kühle des Brunnens hochgezogen, Eimer klapperten, Schweine grunzten und Kühe brüllten, der junge Hirtenjunge wurde mit sanftem Puff aus dem Bett gejagt, denn die Tiere mußten auf die Weide getrieben werden.

Auch das Flußufer belebte sich immer mehr und mehr. Auf der angrenzenden Wiese graste die Rinderherde, weißbraun und schwarzweiß waren die Kühe und Kälber, ein junger Bulle bewegte sich herausfordernd unter ihnen, zuweilen gab er ein Schnauben und stöhnendes Brüllen von sich, scharfte mit den Vorderfüßen wütend die Erde. Niemand von den Menschen wagte sich in seine Nähe, auch der Hirtenjunge, der einen doppelgabeligen, mit Metallringen versehenen Stock in der Hand hatte (er warf damit nach den zu weit sich entfernenden Rindern), hielt einen respektvollen Abstand von ihm.

Es wurde warm, bald stand das Vieh bis zum Bauch im Wasser, von Fliegen umschwirrt, schwanzwedelnd, ab und zu das klare Wasser schlürfend und träge wiederkäuend, bis sie der Junge mit derben Schimpfwörtern und doch jede mit Namen anredend aus dem Wasser zurück auf die Wiese trieb — sie sollten ja fressen.

In der Mittagspause kam Petruschis, der Fischer von gestern, auf seinem Pferd geritten, ohne Sattel, sich an der Mähne festhaltend. Er wollte das Pferd baden und waschen. Auch Mikas tauchte bald mit zwei Pferden auf, ritt mit ihnen sofort ins Wasser, schwamm über eine tiefe Stelle und ließ sie dann frei auf der Wiese grasen, die Vorderfüße koppelte er mit einem Strick zusammen.

Inzwischen ritt auch Petruschis mit dem prustenden Pferd ins Wasser, blieb in der Furt stehen, sprang ab, fing dann an, denselben Ton zu pfeifen, an- und abschwelld, dadurch sollte das Pferd zum Trinken angeregt werden, tatsächlich — bald saugte es das Wasser in sich hinein, kleine Holzteilchen, Blätter, die herumschwammen, wegprustend. Dann legte Petruschis Rock und Hemd ab, schüttelte die Holz-

pantinen von den Füßen. Die lange Hose behielt er an, sprang wieder aufs Pferd und trieb es zur tiefen Stelle hin. Mit gestrecktem Hals und geblähten Nüstern versuchte das Pferd, immer wieder umzukehren, sobald der Grund unter seinen Füßen zu verschwinden anfing, es warf sich von einer Seite zur anderen, der Bauer hatte seine Mühe, auf dem Pferd zu bleiben und krallte sich in der Mähne fest.

„Naah, naah, schwimm schon du Aas!“ trieb er das Pferd an, schnalzte mit der Zunge, „willst du wohl!“

Er hämmerte mit der Faust auf den Rücken, zerrte ungeduldig an den Zügeln. Einen mächtigen Satz machte das Pferd, bevor es unter den Hinterfüßen den Boden verlor, Petruschis rutschte vom nassen Pferderücken ins tiefe Wasser, hielt sich geistesgegenwärtig am Schwanz fest, ließ sich über die tiefe Stelle ziehen. An die Furt zurückgekommen, ging das Pferd plötzlich in die Knie, wollte sich auf die Seite legen, im Wasser wälzen, kaum gelang es dem Bauern, vom Pferd zu springen, er fiel dabei auf allen vieren ins Wasser.

„Versuch zu schwimmen“, regte ihn Mikas an.

„Halt die Schnauze!“ zischte Petruschis zurück, blieb aber doch im Wasser liegen, versuchte tatsächlich zu schwimmen, wobei er wie ein Hund mit beiden Händen aufs Wasser schlug, mit den Füßen kräftig und geräuschvoll im Wasser plumpste — es nützte nichts, bald verschwand sein Kopf im Wasser. Mikas lachte. Petruschis richtete sich auf, zog die Hose aus, seifte sich ein, wusch sich gründlich, streifte auf den nassen Oberkörper das Hemd über, am Schluß stieg er in die Holzpantinen, drehte sich eine „bankrutka“ (Zigarette) und ritt nach Hause, er wohnte dort zusammen mit seiner ebenfalls ledigen Schwester und der alten Mutter.

Und wie ging's mit Onute und Mikas weiter? Aber darüber vielleicht ein andermal mehr...

Auf der Suche nach einem verlorenen Wort

Schirme, Handschuhe und Mützen sind beinahe prädestiniert fürs Fundbüro, aber Worte? Redewendungen wie „hierfür kann ich einfach keine Worte finden“ oder „ein paar Worte wechseln“ oder „viele Worte verlieren“ deuten immerhin die Möglichkeit an, daß auch mal ein Wort auf Abwege geraten kann. Man sollte aber meinen, daß es angesichts der unzähligen Worte, die auf der Welt im Umlauf sind, auf eines mehr oder weniger wahrhaftig nicht ankommt. Solch großzügiges Hantieren mit dem Wortschatz ist vermutlich etwas leichtfertig, denn aneinandergereihte Worte sind bereits Sprache; und was ist Sprache anderes als lautes Denken? Fehlt nun ein Wort, dann leht konsequenterweise auch das impulsgebende Denken bzw. Verhalten. Die Aufregung möchte ich lieber nicht miterleben, würde festgestellt, es sei bei manchen Menschen eine graue Zelle abhanden gekommen. Ich sehe die Scharen von Spezialisten, spendebereiten Bürgern und grangebeugten Krisenstäben geradezu vor mir: sie alle beteiligen sich auf der Suche nach einer einzigen grauen Zelle und, falls sie sie nicht finden, da man bekanntlich häufig nicht den Wald vor lauter Bäumen sieht, verfallen sie vielleicht auf die furchtbare Idee, die fehlende Zelle synthetisch herzustellen und der Bevölkerung prophylaktisch zu verabreichen.

Diese abschreckende Idee beflügelt mich, erst einmal selber nach dem Wort, hinter dem sich eine ganze Skala von Empfindungen, Denkweisen und Verhaltensarten verbirgt, zu suchen, das ich so oft vermisse, denn es ist ein wichtiges Wort, die Ehrfurcht.

Umfunktioniert kann sie nicht sein, dadurch verlöre sie ihre Funktion. Ist sie vielleicht überflüssig geworden und deshalb weggeworfen? Was soll die olle Ehrfurcht, zu ehren gibt's zu wenig und zu fürchten gibt's zu viel? Hat noch jemand von ihrer Sippe, die den stolzen Namen Tugend trägt, überlebt? Es hat

mich doch nachdenklich gemacht, als mich mein kleinerer Sohn neulich fragte: „Mami, was ist Tugend?“ Ich habe ihm also Höflichkeit, Bescheidenheit, Rücksichtnahme, Respekt, Demut und manches mehr aufgezählt, woraufhin er mich teilnahmsvoll ansah und sagte: „Aha, das, was du gute Erziehung nennst!“ Er hatte sich offensichtlich entschieden etwas anderes darunter vorgestellt.

Nun hat allerdings bereits Lichtenberg gesagt, daß die Tugend das Laster schon aus dem Grunde überdauern wird, weil sie seltener in Anspruch genommen wird, was sowohl der Pro- wie Contrapartei Genugtuung verschafft. Es ist also demnach wahrscheinlich, daß sich die Ehrfurcht bloß versteckt hat. Vielleicht geniert sie sich, weil sie so alt ist und Alter jetzt meistens nur noch im Antiquitätenhandel gefragt und entsprechend wertvoll ist. Dabei sind Antiquitäten schließlich auch nichts anderes als Gebrauchsgegenstände aus vergangenen Zeiten, aber um deren Erwerb reißen sich die Leute. Das Entscheidende ist jedoch, ob diese Kostbarkeiten, natürlich entsprechend pfleglich, dann mitbenutzt oder bloß als Schaustücke zu kalter Pracht degradiert werden. Mit der Ehrfurcht ist es vermutlich nicht viel anders. Der Nährboden der Tugend ist wohl, daß man die eigene Person nicht zu wichtig nimmt. Aber das eigene Ich sehr wichtig zu nehmen, ist modern und wird, wenn es strategisch nützlich ist, auch öffentlich gefördert, was jedoch nicht verwechselt werden sollte mit dem weit selteneren Ernstnehmen des Mitmenschen.

Die Ehrfurcht etwa könnte diesem Mißverhältnis zumindest teilweise abhelfen, zumal ihr Versteck nicht hinter den sieben Bergen liegt, sondern — äußerst praktisch — in jedem Menschen. Man kann sie durch Vorbilder mobilisieren, man kann sie aber auch selbst zustande bringen und verfällt anlässlich so oder so in den Fehler, sie verkehrt zu benutzen. Daraufhin, Sündenbock muß sein, erklärt man sie mit Vorliebe für unbrauchbar. Also über Bord mit ihr! Hinweg mit all dem Tugendballast, aus der „Freiheit, die ich meine“, wird Freiheit, die ich meine, und damit schaffe ich sogar etwas Neues, was man vielleicht sittliche Flexibilität nennen könnte. Fort mit allen Beengungen und Hindernissen! Bloß, mündet diese Gasse der Freiheit nicht auf einen elendigen Holzweg? Frei ist doch schließlich nur der,

der so frei ist, auf eine Freiheit verzichten zu können, wenn er sie als Trugschluß erkannt hat. Und so ein Trugschluß ist wohl, daß die Ehrfurcht Barrieren errichtet. Dabei öffnet sie in Wirklichkeit nur größere Dimensionen, sie rückt Menschen wie Dinge in die richtigeren Proportionen und — beinahe ein physikalisches Experiment — hebt nicht nur das Objekt der Ehrfurcht, sondern auch den Ehrfürchtigen.

Vielleicht waren wir doch zu neunmalklug, mit der Ehrfurcht so umzugehen wie mit dem Sack, den man schlägt, obwohl man den Esel meint. Wie gut wäre es, die Ehrfurcht wiederbelebt zu sehen als eine Initiative, als eine Würdigung von etwas, das größer und reifer ist oder hilflos wie etwa ein Neugeborenes. Prompt würde sich natürlich im Gefolge der Ehrfurcht auch deren Mißbrauch wieder einstellen im Sinne von „in Ehrfurcht erstarrend“ und „Ehrfurcht gebietend“. Allerdings — dieses Risiko ist wohl nicht sehr groß, denn hinter der Ehrfurcht steckt ein ziemliches Stück Selbstkritik. Erklärlich, daß die Ehrfurcht so selten ist! Dabei ist Kritik doch so im Schwange, es soll sogar schon Kindergärten geben, in denen „kritisches Bewußtsein“ gelehrt wird. Ob die Kleinen dabei ihr eigenes Bewußtsein kritisieren oder das der anderen, ist mir nie ganz klar geworden. Offensichtlich wird jedoch das Wort „früh übt sich, wer ein Meister werden will“, beherzigt und deshalb, linde ich, sollte dies Experiment dadurch erweitert werden, daß die Kritik dem lieben Ich, die Ehrfurcht dem lieben Du ihr Hauptinteresse zuwendet — was einem dabei bewußt wird, eignet sich vermutlich fürs stille Kämmerlein.

BIBLISCH:

*Du sollst deinen Nächsten
nicht bedrücken.*

3. Mose 19, 13

Das schönste Weihnachtsgeschenk meines Lebens

Als wir im strengen Winter 1946, zwei Jahre nach unserer Flucht aus der Heimat, immer noch kein richtiges Zuhause hatten, wurde ich schwerkrank. Nach einer Operation im Krankenhaus landete ich in einem kleinen Dachstübchen in Freiburg im Breisgau. Gute Nachbarn borgten uns die notwendigsten Möbel, nur mit unserm Tisch hatten wir Pech. Länger als 14 Tage sollten wir den ersten nicht behalten, auch der zweite wurde bald wieder abgeholt und der dritte plötzlich dringend gebraucht. Aber dann stand doch eine Ruine mit sechs Wackelbeinen, herrlich groß, in unserm Stübchen. Wir liebten dieses Monstrum, das uns an einen Tisch in der Heimat erinnerte. Eines Tages trug man auch diesen wie einen lieben Verstorbenen aus dem Hause.

Wir saßen gerade beim Mittagbrot — draußen wehte ein eisiger Wind — uns war recht weh ums Herz.

Ungefähr drei Stunden später klopfte es wieder an unsere Dachkammerlür. Zwei Kinder, blaugefroren, standen vor mir, Dieter und Bernd. Der Ältere sagte: „Wir haben das Wägelchen unten, der Tisch steht darauf — das Mutterle hat gesagt — und der große Bruder auch, der vorgestern aus der Gefangenschaft gekommen ist; wenn wir bis jetzt alle acht an dem kleinen Tisch Platz hatten, dann werden wir auch den neunten einschieben können. Unten steht der Tisch. Sie brauchen den Tisch viel nötiger.“

Im Nu waren wir unten und unser Tisch oben. Es war Advent! Ich steckte für diese kleinen Menschenlein die Adventskerzen an, wir sangen ein paar der alten schönen Lieder, aber Dieter und Bernd froren. Draußen schneite es große Flocken. Sie fragten mich, warum ich nicht heize. Bei ihnen sei es immer schön warm. Ich erzählte ihnen von unserm Holz, das eingeschneit draußen im Walde liege und wahrscheinlich gestohlen

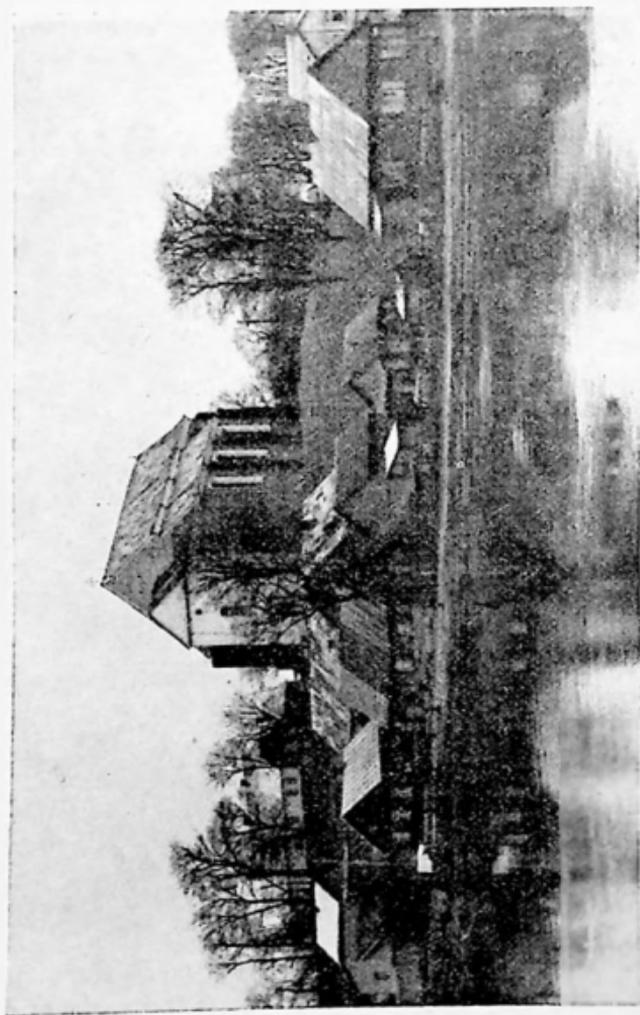
sein werde, weil keiner hinfahren wolle, es zu holen. Der Weg dorthin sei so schlecht. Fröstelnd verabschiedeten sich die Kinder.

Am 24. Dezember, ganz früh morgens schon, hörte ich Schritte vor meiner Tür — man setzte etwas Schweres hin, man sprach leise, dann klopfte es — zaghaft, ich schwieg, es klopfte lauter . . . ein feines Kinderstimmchen rief: „Das Christkind ist da!“ Und schon trippelten vier flinke Kinderfüße an mein Bett, zwei kleine Engel schütteten einen Riesensack Holz auf die Erde, wunderbar sauberes, trockenes, herrlich nach Harz duftendes: „Dies schickt Ihnen das Christkind. Sie sollen es warm haben am Heiligen Abend — zu Weihnachten darf kein Mensch auf der Erde frieren, und hier ist auch ein Brief von Mutterle.“ Während ich den Brief las, der mir das Herz warm machte, schichteten vier kleine Kinderhände das Holz schnell an der Wand hoch. Dann flogen die beiden Menschenenglein davon, aber das Feuer ließen sie zurück. Es brannte in meinem Herzen und im Ofen. Ich sah in die prasselnden Flammen — wie sagt doch Luther in seiner Erklärung zur vierten Bitte, was gehört nicht alles zum „täglichen Brot“? — „gute Freunde, getreue Nachbarn . . .“ Ich hatte das heute erlebt.

Quer durch den Garten

Man nehme ein richtiges Stück Rind- oder Lammfleisch (Schöpsenfleisch) und nicht nur 250 g, sondern 2 bis 3 Pfund, tue es in einen großen Kochtopf. Und wenn es kräftig gekocht hat, dann kommt das Gemüse daran, aber bitte, nehmen Sie keine Konserven, sondern gehen Sie in den Garten. Frischer Tau liegt noch auf dem Weißkohl und die grünen Schoten der Erbsen sind steif und fest und nicht welk und schlapp, dann ziehen Sie die Möhren aus der Erde, die sind kugelrund und saftig, eine Hand voll Stangenbohnen gehört auch dazu und dann die Kräuter, alle Gewürze, die Sie finden: Petersilie, Boretsch, Liebstöckel und die köstlichen weißen Zwiebeln nicht vergessen. Und das alles gehört in die Gemüsesuppe mit dem ordentlichen Stück Fleisch, ganz zuletzt die frischen Kartoffeln. Mit diesem Gericht läßt sich jeder Mann erobern, dieser Suppe widersteht kein Mann. Daher im Sommer: „Quer durch den Garten.“

(E. J.)



Sankt-Georgs-Kirche zu Kedainen mit Fischergasse am Nevedis

Kedahnen 1940/1941

Seit Juni 1940 war Litauen von den Russen besetzt. Wir hatten keine Schule. Ich besuchte damals das deutsche Progymnasium in Kybarten, aber im Herbst 1940 ist die Schule samt Internat nicht mehr angelaufen, weil die Umsiedlung der Deutschen aus Litauen kurz bevorstand, sich aber dann doch noch bis zum Frühjahr 1941 hinausgezogen hat. Ich habe mit meiner Mutter und drei Brüdern (Vater war bereits 1937 gestorben) am 27. Februar 1941 Kedahnen verlassen (ich war damals 16 Jahre alt). Wir wohnten in Kedahnen unweit von Friedhof und Kirche. Wie oft haben wir Jugendlichen den Friedhof geschmückt und in Ordnung gebracht. Besonders zum Totensonntag. Es war überhaupt die Aufgabe der Konfirmanden, einmal im Jahr die Friedhofswege in Ordnung zu bringen und die vielen verlassenenen Gräber zu pflegen, vor allem aber den Soldatenfriedhof – bei uns „Ehrenfriedhof“ genannt –. Es waren da Kriegsgräber von deutschen Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg. Manchmal stand ich da vor den kleinen Kreuzen und las die Namen und machte mir Bilder von Deutschland, unserem Vaterland.

Die Kirche mit dem umliegenden Friedhof, nebenan das Pastorat und auf der anderen Straßenseite die Volksschule waren Mittelpunkt und Treffpunkt von uns Jugendlichen. Viele Stunden habe ich mit anderen Jugendlichen an diesem Ort zugebracht. Ja, wir spielten sogar „Verstecken“ auf dem Friedhof. Er war ja auch so ideal dafür mit seinen großen Bäumen und den dichten Büschen. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß man hier in Deutschland auf den gepflegten Friedhöfen spielen könnte oder wagte! Aber bei uns war es möglich.

Am Zaun zum Kirchenland hin, das verpachtet war, stand ein riesiger Birnbaum, der seine Äste weit zu beiden Seiten ausstreckte und jedes Jahr eine Menge kleiner, süßer, goldener Birnen trug. Dieser Baum war ein Anziehungspunkt für uns Kinder. Der Birnbaum war auch von der anderen Seite – außerhalb des Friedhofs – zu erreichen, aber nur durch einen Wald von meterhohen Brennesseln. Da hatten wir schon unseren Trampelpfad, wir gingen hintereinander und manchmal stieß einer den anderen seitlich in die Nesseln. Das hielt uns aber nicht davon ab, den Baum aufzusuchen und uns mit Birnen vollzustopfen.

Ein anderer Anziehungspunkt waren die vielen Tauben, die sich um und im Kirchturm aufhielten. Besonders interessant waren diese Vögel für die Buben. Meine Brüder, die nacheinander das Amt des Glockenläutens innehatten, wußten genau, wo sich die schönsten Tauben aufhielten. Während der Predigt stiegen die Buben mandamal die schmale Treppe zum Turm hoch, um die Nester zu beobachten. Das Läuten der Glocken wurde natürlich nicht elektrisch bewerkstelligt, sondern sie wurden durch Ziehen eines dicken Strickes in Bewegung gesetzt; doch dafür mußte der Bub auch das richtige Gewicht haben, sonst wurde er vom Strick bis an die Decke mitgenommen, wo es dann große Beulen am Kopf gab. Zur Not hingen sich gleich zwei Jungen an den Strick.

Am Sonntag kamen die Gemeindeglieder von nah und fern in die Kirche, natürlich auch die jugendlichen. Nach dem Gottesdienst traf man sich vor der Kirche. Die Älteren plauderten miteinander, die Jugend verabredete bereits eine Zusammenkunft oder es wurde gleich vor der Schule auf der breiten Straße ein Völkerballspiel gemacht. Diese Straße wurde höchstens vom Pächter des Kirchenlandes befahren oder von Leuten, die die Kirche besuchten. Am Sonntag gab es da keinen Verkehr, sobald die gräfliche Kutsche abgefahren war und die anderen Pferdegespanne, die vom Land hergekommen waren.

Im Sommer verabredete man ein Treffen am stillen Neweschis oder eine Kahnpartie oder auch nur eine Wanderung. Probst Tittelbach lebte seit Jahren auf seinem Gut in Tscheplinowo (7 km von der Stadt entfernt) und hatte im Pastorat nur eine Absteige. Den Weg dorthin wählten wir oft für unsere Wanderungen. Alljährlich zogen auch die Konfirmanden (die Konfirmation fiel bei uns meist in den Monat Juli oder August) nach Tscheplinowo zum Unterricht, manchmal wurden sie auch gefahren, wenn jemand ein Fahrzeug zur Verfügung stellte. Der Neweschis bot wunderbare Badeplätze und in Tscheplinowo auf dem Gut machte er einen Knick und bot einen schönen Badeplatz mit großen Bäumen am Ufer.

Seit der Besetzung durch die Russen war auch das Pastorat, das in den letzten Jahren als Schule gedient hatte, von ihnen besetzt. Unter anderem befand sich da ein Klub der einheimischen Kommunisten und wurde natürlich auch von der Besatzungsmacht besucht. Am Wochenende erscholl da laute Musik, vom Lautsprecher übertragen, es wurde getanzt und es endete oft mit einer Schlägerei. An anderen Tagen hielten sie da ihre „Meetings“ ab.

Es war Sitte, in der Silvesternacht die Glocken zu läuten, alle Kirchen hielten es so. An diesem Jahres ende sollten jedoch keine Glocken geläutet werden, so hörte man reden. Doch wir Jugendlichen wagten es doch. War es doch unsere letzte Silvesternacht in der Heimat. Und tatsächlich — es schwiegen alle Glocken, nur unsere rief laut durch die Winternacht. Wir waren sehr gespannt, ob wir von den nebenan feiernden Clubbesuchern angegriffen würden (im geheimen wartete auch mancher darauf), aber es geschah nichts.

Im Schulgebäude war auch eine Wohnung für auswärtige Kinder, „Schülerheim“ genannt. In einem kleinen Zimmer dieses Schülerheims hatte die Kirchengemeinde einen Telefondienst eingerichtet, der Tag und Nacht besetzt war, und dem Zweck dienen sollte, Informationen über die Umsiedlung zu geben und Anmeldungen zur Umsiedlung anzunehmen. Hier liefen auch alle Nachrichten zusammen, die uns Deutsche betrafen. Dieser Dienst wurde auch in der Hauptsache von uns Jugendlichen versehen. Hier erfuhren wir auch, daß die einheimischen Kommunisten am nächsten Morgen bei unserem Probst Tittelbach in Tscheplinowo einen Besuch machen wollten, um seinen Viehbestand zu prüfen und alles zu beschlagnahmen, was über das Lebensnotwendige hinausging. Wir besprachen diese „geheime“ Nachricht unter uns und waren uns einig, daß wir unseren Probst warnen mußten. Es war aber schon Abend und stockdunkel. Wir waren sieben oder acht junge Leute, die die Fahrt machen wollten. Wir bekamen, wie schon so oft, den Schlitten von der Familie Tschuktschies mit dem Pferd „Aluras“. Dieses Pferd war den Weg nach Tscheplinowo schon oft gegangen und das sollte uns von Vorteil sein. Man wird sich fragen, wie wir alle darauf Platz hatten. Aber unsere Bauern werden diesen Schlitten kennen, bestehend aus übereinanderliegenden Stangen im Rechteck ca. 150 x 180 cm, in der Mitte war ein Bretterboden mit Heu belegt, so dick, wie man es haben wollte. Das alles stand auf Kufen. Man konnte die Füße baumeln lassen, oder sie auch anziehen, man konnte sich natürlich auch in dem Schlitten ausstrecken — dann hatten nicht so viele Platz.

In der Stadt waren Kontrollen postiert und so nahmen wir den Weg quer übers Feld um außerhalb der Stadt die Straße am Neweschis entlang zu erreichen, die direkt nach Tscheplinowo führte. Es war sehr dunkel und bald wußten wir nicht, ob wir auf dem rechten Weg waren. Plötzlich blieb das Pferd stehen und weigerte sich, trotz An-

treibens weiterzugehen. Mein Bruder – der Kutscher – stieg ab und versuchte, das Pferd am Zaum zu führen. Kaum hatte er aber einen Schritt vorwärts getan, versank er auch schon bis an die Schultern im Schnee. Vor uns lag ein tiefverschnittener Graben. Das Pferd hatte ihn gewittert. Wir zogen unsern Kutscher mit vereinten Kräften heraus, wendeten den Schlitten und suchten einen anderen Weg. Es gelang uns dann auch, die Straße am Fluß zu erreichen. Darauf erreichten wir ohne Verzögerung das Gut Tscheplinowo. Dort richteten wir unsere Botschaft aus und machten uns auf dem Rückweg. Der Gutsverwalter – Herr Neumann – meinte, wir sollten die Straße meiden, es seien Kontrollen unterwegs. Zu jener Zeit wurde überall kontrolliert. Warum, wozu?

Wir beschlossen, den Weg über den Fluß zu nehmen, d. h. den Fluß entlang, er lag etwas tiefer als die Straße und entzog uns so dem Blick einer eventuellen Kontrolle. Vorher wollten wir aber noch prüfen, ob das Eis auch fest genug war. Wir sahen zwar die dunklen Stellen im Schnee, das hieß, daß das Wasser durchgedrungen war. Trotzdem wollten wir es wagen. Wir waren alle aufgeregt, ich fürchtete mich sehr, die anderen gewiß auch, aber niemand zeigte es. Eine Strecke ging es ganz gut. Das Eis krachte hier und da und machte uns noch mehr Angst. Plötzlich spürten wir, wie der Schlitten hinten absackte, das Pferd stellte sich auf die Hinterbeine. Wir riefen durcheinander und wollten den Schlitten verlassen, aber mein Bruder verbot uns das. Wir sollten sitzen bleiben. Er trieb das Pferd an. Zum Glück war das Pferd nicht eingebrochen. Unsere Angst war groß, ich glaubte, wir kämen mit dem Leben nicht mehr davon. Nach mehreren Peitschenhieben schaffte es das Pferd, aber wir mußten damit rechnen, gleich wieder einzubrechen. Und so war es auch, immer wieder brach hinter uns die Eisfläche ein und das Wasser quoll hervor. Mein Bruder trieb das Pferd an, und bei der nächsten Gelegenheit verließen wir den Fluß und fuhren wieder über die Straße und quer durchs Feld. Wir entdeckten auf der Straße einen dunklen Schatten, ob es ein Fußgänger war oder ein Posten, konnten wir nicht feststellen... Wir nahmen den Weg, wie er kam, mal mehr links, mal rechts, nur weg von der Straße. Natürlich wußten wir nicht, wo wir waren, aber wir ließen unser Pferd laufen, und siehe, es fand den Weg und auch seinen Stall. Glücklicherweise wieder daheim zu sein, kehrten wir nach Hause zurück.

Schwarzschiffchen

An einem warmen Sommertag, kurz nach Ausbruch des „Ostfeldzuges“, bekamen wir deutsche Umsiedler aus Litauen im Auffanglager Soldau/Ostpreußen den Befehl, sofort mit unseren Ausweisen in das Hauptlager „Gymnasium“ hinüberzukommen.

Eine Musterungskommission aus Königsberg erwartete uns dort. Wir wurden untersucht und alle Geeigneten kurzerhand zum Notdienst für eine Verkehrskompanie verpflichtet. Noch am selben Tage brachte uns, etwa 100 Mann, der Kompaniechef Krüger nach Königsberg, wo uns die Unterführer schon erwarteten und in ein Barackenlager brachten, wo wir umgehend mit dem „Barras“ Bekanntschaft machten. Zunächst wurden wir den Zügen, Gruppen und Stuben zugewiesen, dann wurde das Bettenbauen gedrillt. Am nächsten Tage, gleich nach dem morgendlichen Antreten, ging es zur Bekleidungskammer, wo wir feldgraue Monturen, Reitstiefel und volle Bewaffnung erhielten. Schließlich schenkte uns die Einheit mit den Worten: „Immer forsch — niemals morsch!“ schöne schwarze „Schiffchen“, die leicht nach links geneigt auf dem Kopf sitzen mußten. Nun wurden wir einige Tage auf dem Kasernenhofe feste gedrillt, auch zu Küchendiensten eingeteilt oder übten Lieder. Dann kam der erste Ausmarsch mit dem bekannten Rekrutenlied: „Ein Heller und ein Batzen . . .“, was anfangs wohl noch sehr jämmerlich klang, aber später klappte es besser, so daß der „Westerwald“ und die „Blauen Dragoner“ folgten. In einem Parkgelände wurde exerziert; dort war auch Gelegenheit zum Baden — und das hieß für viele, das Schwimmen zu lernen. Abends wurde uns an anderen Orten Verkehrsunterricht erteilt. Nach einiger Zeit hieß es, am Pregelufer die praktische Fahrprüfung abzulegen, wobei unser Wiener mit dem Zweirad in den Fluß stürzte. Hatte der aber ein beleidigtes Putergesicht, als wir ihn aus dem Wasser zogen! Doch schon am nächsten Tage wurden wir für die Dienstausweise fotografiert und — man staune! — erhielten Ausgang, allerdings unter Aufsicht der Vorgesetzten . . . Unser Weg führte zum Königsberger Schloßteich und zu Kontakten mit dem schönen Ännchen von Tharau bei Kaffee und Kuchen oder im Boot. Nach einigen Tagen fand auf dem Schießplatz das erste Scharf-

schießen statt, und weil es gut ausfiel, durften wir nachmittags ins Kino, wo Willi Forst als „Bel ami“ uns für kurze Zeit den „Barras“ vergessen ließ. Nach ein paar Tagen wurde ein „Kameradschaftsabend“ gefeiert, wobei uns der Kompanieführer „Ohm Krüger“ die Dienstausschreibung aushändigte, die zukünftigen Aufgaben im Kriegseinsatz schilderte und uns vor jedem engen Verhältnis zu den Ostschönen streng warnte. Am nächsten Morgen fuhr unsere Kompanie nach Litauen ab; jedoch mußte „Ohm Krüger“ zurückbleiben: angeblich, weil er den uns zugedachten Bohnenkaffee verschoben hatte . . .

Mit großem Freudenkrach landeten wir nachmittags in Kaunas, denn die meisten von uns kannten es gut oder hatten vor der Umsiedlung sogar hier gewohnt und hatten auch viele gute Bekannte, ja sogar Verwandte zurückgelassen. Ein junger Offizier brachte uns auf die Seimostraße zu einem Gymnasium. Der „Seimas“ war sozusagen der Reichstag Litauens. Dort wurden uns Unterkünfte zugewiesen. Im ersten Stock wurden die einzelnen Gruppen untergebracht; im Erdgeschoß die Kantine, die Schreibstube, der Spieß, das Wachlokal und der Schirrmeister; im Keller — Küche, Messe u. a. m. Im zweiten Stock befand sich der große Saal, in dem sich einst die Abgeordneten Litauens heiße Debatten lieferten, in dem wir nun anzutreten hatten, sofern der Saal nicht für durchreisende Einheiten als Übernachtung genutzt wurde. Auf dem Hofe wurden unsere Fahrzeuge aufgestellt, Morgensport und Exerzierübungen gemacht und von unserem schwarzen Spieß Garbe, einem ehemaligen Berufssoldaten des Hunderttausend-Mann-Heeres, oft strenge Appelle vorgenommen: dann mußten wir unsere — durch scharfes Bürsten maltrahierten — Jacken ihm mit ausgestreckten Armen entgegenhalten, wobei er sie fest ins Auge nahm, ein paarmal mit seiner Reitpeitsche draufschlug — und wehe dem armen Volkssturmann, wenn dabei Staubstreifen sichtbar wurden oder gar aus den Taschen Tabakreste und ähnliches zum Vorschein kam! Dann folgte als Strafe ein dreifacher „Rundgang“ (sehr zur Freude der litauischen Schülerinnen, die im Nebengebäude lernten und in den Pausen dann in den Fenstern lagen und uns interessiert beobachteten). Manchmal aber gab es auch eine Woche keinen Ausgang . . . Dasselbe drohte uns auch bei der Inspektion von Reitstiefeln, die, obgleich äußerlich

und innerlich nicht nur mit Bürsten, sondern auch mit Münzen gekratzt und gewienert, nur zu oft noch durch die Lüfte flogen und uns einmal sogar — trotz der ernsten Lage — Heiterkeit schenkten, als auf die Spieß-Frage, ob sie sauber seien, der Sudetendeutsche Biaule sagte, man könne sogar Bier draus trinken. Worauf der Spieß ihm Geld gab, aus der Kantine zwei Flaschen Bier herbeiholen — und Biaule beide Stiefel leertrinken ließ.

Solche strenge Ordnung machte unsere Kompanie zur schönsten in ganz Kaunas; und wenn wir dann in schnurgeraden Dreierreihen auf der Vilniaus-Straße und der Laisves-Aleja marschieren und unser „Edelweiß“ sangen — manchmal auch unseren Vorgesetzten zum Trotz „Wir sind vom Memelstrand“ — dann liefen uns so manche litauischen Kinder nach, genauso wie wir als Schüler seinerzeit den litauischen Soldaten nachgelaufen waren, wenn vom Grünen Berg unter den Klängen des herrlichen deutschen Marsches „Alte Kameraden“ die roten Husaren zur Parade angeritten kamen. Und die Mädchen riefen dann einander begeistert zu: „Schiurek koki graschi Juodkepuriukai garsiai dainuojal“ Das ließ unsere Herzen höher schlagen, denn solcherlei hatten wir dort nie gehört.

In den ersten Wochen gab es übrigens keinen Ausgang für jedermann, es sei denn gemeinschaftlich und unter Aufsicht: unsere Obrigkeit war uns ehemaligen Litauendeutschen gegenüber sehr mißtrauisch. Aber wenn diese unsere Vorgesetzten, die fast alle aus Hamburg und von der Waterkant herkamen, die Restaurants oder Cafés besuchen wollten, nahmen sie so manchen von uns mit, da wir mit unseren litauischen Sprachkenntnissen so manchen Leckerbissen hervorzaubern konnten, die ihnen sonst, wenn sie alleine kamen, versagt blieben; und sie waren ja Sklaven ihres Magens!

Zum Dienstinsatz wurden wir sofort herangezogen, und dieses war: Verkehrsregelung an Brennpunkten, Bewachung wichtiger Objekte, wie Tankstellen, Brücken, Garagen und Behörden. Weniger lieb waren uns Befehle zu Razzias und Partisanenjagd. Dabei gelangten wir einmal in die unterirdischen Festungsgänge in Freida, in dem die anderen, trotz aller Schußwechsel, schnell entkamen, da ihnen das große Labyrinth weitaus besser bekannt

war als uns. Mit großem Befremden sahen wir in der Anfangszeit allerlei Menschen auf dem Fahrdamm gehen, die durch gelbe Pflaster als Juden gekennzeichnet waren. Es war uns streng verboten, mit ihnen zu sprechen. Als ich Ende August für einige Tage als ortskundiger landwirtschaftlicher Sachverständiger einem höheren Offizier zugeteilt wurde, der in Litauen ein passendes Gut für ein Erholungsheim verwundeter Soldaten suchte, fuhren wir los, zunächst in den Landkreis Kaunas — wo ihm nichts gefallen wollte — und dann in meinen Heimatkreis Kedahnen. Der General selber lenkte den Wagen, sein Fahrer saß rechts neben ihm; hinten im Wagen saßen sein Adjutant, ein netter Baltendeutscher, und links davon ich mit meiner „Braut“ (Gewehr). Als wir über die Neveschys-Brücke in meine Kreisstadt kamen, wunderte ich mich sehr über einen sehr langen Stacheldrahtzaun rechts, den es da früher nie gegeben hatte. Später, an der Kreuzung bei der Synagogusstraße, bemerkte ich ein großes Stacheldrahttor und hinter ihm einige Männer, die mir freundlich zuwinkten. In erkannte unter ihnen meine einstigen jüdischen Freunde Steinbach und Schlapoberski und winkte ihnen spontan ebenfalls erfreut zu. Da hielt unser Wagen mit einem plötzlichen Ruck und der Chef fragte mich barsch: „Wem haben Sie da eben so freundlich zugewinkt?“ Er hatte im Rückspiegel bemerkt, was geschehen war. Ich stotterte, daß da alte Bekannte gewesen seien, mit denen mein Vater und ich vielerlei Geschäftsverbindung gepflegt hätten. — „Es sind Juden. Unterlassen Sie das in Zukunft, sonst stehen Sie bald vor einem SS-Gericht!“ sagte er sehr erregt und fuhr weiter. — Nach der Besichtigung einiger Güter — dabei fuhren wir auch an meinem ehemaligen, nun ganz verlassenem Hof vorüber — und in der Abendsonne schimmerte mein weißer Turm, auf dem ich ein Jahr zuvor auch die rote Fahne hatte hissen müssen, weil Peleckas aus Moskau die „Freiheitssonne“ für Litauen mitgebracht hatte — sah ich wieder eine rote Fahne, diesmal nicht mit Hammer und Sichel, sondern mit dem hakenden Kreuz. Wir fuhren weiter. Als wir durch Dotnuva kamen, fragte der General: „Während des Ersten Weltkrieges waren einige meiner Nachbarn als Mecklenburger Dragoner hier zeitweise zur Banditenbekämpfung stationiert und wurden hier in zwei deutschen Häusern oft und sehr gastfreundlich aufgenommen. Kennen Sie

dieselben vielleicht?" — „Jawohl", sagte ich, „es waren Rittmeister von Massow, Oberleutnant von Larisch und der blutjunge Fähnrich Graf Baudissin, dann auch noch viele andere, die mein Elternhaus und das meines Onkels Freymann damals besuchten." Er war ganz schön erstaunt, nach 24 Jahren in mir einen Zeugen jener Begegnungen zu finden. — Kurz vor unserer Kreisstadt, an der Smilga, sahen wir Leute beim Ausheben langer Gräben, wie zur Panzerabwehr. Der General fragte: „Wozu denn das hier?" Doch ich wußte keine Antwort. Als ich drei Wochen später meine Heimatstadt erneut aufsuchte, wurde mir Grauensvolles zugeflüstert: man hatte an jenen Gräben fast alle jüdischen Einwohner umgebracht und dort begraben, wobei sich furchtbare Dinge ereignet haben...

Die Reise schien kein Ende nehmen zu wollen, oder auch keinen Erfolg. Wir besahen Güter in den Kreisen Kaunas, Raseiniai und Schaulen, die dem hohen Herrn aber allesamt nicht gefielen, und da wir zuletzt in die Nähe Lettlands gekommen waren, fuhr er kurzerhand weiter nach Riga, der damaligen „Hauptstadt des Ostlandes". Mich aber setzte er mißgelaunt am Dünastrand ab. Bei einer Kompanie alter Landsturmeute übernachtete ich. Dann versuchte ich mein Glück, nämlich nach Kaunas zurückzukommen. Doch war mein Bemühen zunächst vergeblich, erst abends nahmen mich zwei durchreisende Flieger zunächst nach Dünaburg mit. Wir fuhren in Livland, also auf dem rechten Dünaufer. In der Gegend von Lenewaden (mit der geschichtlich interessanten Burgruine aus uralter Zeit des Schwertbrüder-Ordens und dem Schloß des Barons Wulf) versuchte ich vergebens, auf dem anderen Dünaufer, in Kurland also, das Gut „Linden" von Baron Hahn zu entdecken, wo mein Großvater Freudenfeld fast 55 Jahre als Bierbraumeister tätig gewesen war. Ganz plötzlich wuchs aus dem Erinnerungsschrein Bild um Bild: die kleine, duftende Jasminlaube auf dem großen Keller am Ende der Brauerei, von der wir als Kinder mit Mutter und Opa oft den silbernen Dünastreifen bewunderten, der viele Holzflöße vorbeischleppte, auf denen kleine Feuer brannten, winzige Strohütten standen und „Struselpolacken" Harmonika spielten, deren wehmütige Töne zugleich mit dem Quietschen der langen Steuerruder bis zu uns heraufkamen. Oder wenn in der warmen Johannisnacht an beiden Ufern der Düna auf vielen hohen Stangen hell die Teer-

tonnen loderten, und von dieser nächtlichen Zauberpracht beeindruckt jung und alt, groß und klein „Ligu Janiti“ andächtig sang, dann über brennende Scheiterhaufen sprang und in die Strömung der Düna Blumen und Kränze warf, die sie weiter der Glücksgöttin als unser Opfer bringen sollte, damit uns Glück und Gesundheit zuteil würden . . . Herrliche, glückliche und gute alte Kinderzeit!

Um Mitternacht erreichten wir das schlafende Dünaburg, und meine Flieger rieten mir, mit ihnen weiter nach Rositten (Rjeschitza) zu fahren. In der Postenbaracke dortselbst übernachtete ich und kam am anderen Morgen auch gut per Anhalter nach Dünaburg zurück und von der gesprengten Dünabrücke bald weiter über Utena, Ukmerge und Jonava nach Kaunas. Auf der „Rollbahn“, früher Veiveriu-gatve, tat ich Dienst. Als ich hier um Mitternacht an der Notbrücke (unterhalb der gesprengten Eisenbahnbrücke über die Memel) einen Pkw anhalten wollte und er weder so, noch nach meinem Warnschuß stoppte, schoß ich ihm einen Reifen kaputt, worauf ein leibhaftiger General heraussprang und mich anbrüllte. Ich schickte ihn zu unserem Wachhabenden in den „Pienocentras“, wo er nach großem Krach beruhigt wurde. In der darauffolgenden Nacht (wir hatten dort Dauerwache zu schieben) hielt ich auf der Brücke ein Pferdewagen mit Äpfeln an. Bei der Ausweiskontrolle erkannte ich den Besitzer: meinen ehemaligen „Spieß“ beim litauischen Militär, Urstanaitis, vom 5. Infanterie-Regiment, der nun erschreckt vor mir stramm stand, wie ich 1926 als Rekrut vor ihm. Wir waren damals Freunde geworden, bevor ich dann zur Karo-Mokykla als Aspirant kam. Nun ließ ich ihn laufen, gerade im letzten Augenblick, ehe mein jetziger Spieß Garbe als Wachkontrolle auftauchte und ich ihm meldete: „Keine besonderen Vorkommnisse!“

Die Ernährungssorgen derer, die Familien in Deutschland hatten, brachten uns darauf, den Urlaubern Freßpakete mitzugeben. So reiste ich — zwar unter beaufsichtigender Begleitung des Fouriers Barow, in meinen Heimatort, wo ich mit meinen alten litauischen Nachbarn freudig begrüßt, mit Blumen überschüttet, in Schnaps gebadet und mit Snek und Wurst beschenkt wurde. Nur einer, der Rumba, empfing mich mit gemischten Gefühlen

und vollen Hoson, weil er — von den damaligen roten Behörden unter Druck gesetzt — mich wegen einer Pistole verraten hatte. Mit einem ganzen Räucherschinken leistete er unaufgefordert und freiwillig Abbitte — wir tranken Versöhnung. Unsere Urlauber konnten über lange Zeit Mitbringsel für ihre Familien erhalten. — Als sie zu Ende gingen, wurden Valschnys und ich in die Mariampoler Gegend losgeschickt, um dort nach Möglichkeit Weihnachtsgänse einzukaufen. Als ehemaliger Bauernberater des Deutschen Kulturverbandes kannte ich die Gegend von früher, und so gelang es mir, für einen angemessenen Preis, auch gleich dreißig dieser lieben Vögel zur Kompanie zu bringen. Seitdem hatte ich meinen Spitznamen weg: „Bauernberater mit Gänsefolge.“

Der Krieg zog sich in die Länge, der Zusammenbruch ließ sich in ersten Andeutungen erahnen. Wir bekamen z. B. immer mehr Wachaufgaben, aber auch mehr Ausgang und damit besseren Kontakt zu den einheimischen Litauern. Diese erzählten uns mancherlei aus den ersten Kriegstagen in Kaunas. So zum Beispiel: als die ersten Panzerspitzen der Deutschen Wehrmacht die Memel überquert hatten, waren noch viele Sowjetsoldaten auf dem linken Memelufer versteckt. Der Eisenbahntunnel wurde von fanatisierten Mongolen bis zuletzt bewacht; sie wollten ihn sprengen, doch gelang es litauischen Partisanen, sie mit List zu überrumpeln und so ihren Tunnel zu retten. Den fliehenden Rotarmisten wurden Kugeln nachgesandt — und so manche davon auch von ehemaligen „Stalino sunus“ (Stalins-Söhnen). Viele auf dem linken Memelufer sich versteckt haltende Russen wurden dann durch deutsche Nachhut aufgestöbert. Bei einer solchen Aktion wurde mein Schwager, ein ehemaliger Landmesser, beinahe erschossen: er hatte ein kleines, landwirtschaftliches Anwesen in Ruokai hinter Panemune. Als meine Schwester Elli nach einem Einkauf wiederkam, fand sie vor ihrem Hause einige Feldgraue — und an der Hauswand mit erhobenen Armen ihren Mann, auf den zwei Soldaten ihre Maschinenpistolen angelegt hatten. Man verdächtigte ihn, Russen versteckt zu haben, die den Soldaten beim Durchkämmen der hohen Roggenfelder entwischt waren, von denen er aber nichts wußte, sich jedoch nur in gebrochenem Deutsch nicht genügend verständlich machen konnte. Nun galt's: meine Schwester wies

sich schleunigst als Deutsche aus, und durch einen Feldpostbrief auch, daß ihr Bruder ebensolcher Feldgrauer war, wie die gestrengen Exekuteure. Dadurch rettete sie ihrem Mann das Leben; denn in ihrer großen Angst und Aufregung waren ja manche Soldaten zu allem fähig. — Ubrigens fand man die Gesuchten später in der Jesia-Schlucht doch noch.

Der erweiterte freie Ausgang führte aber auch dazu, daß so manche unserer Jüngeren wegen der Mädels mit Litauern in Konflikt kamen. Dann gab es auch schon mal eine zünftige Keilerei, bei der sogar die Älteren die Grönhörner rauspauken mußten. Ich denke an das Café „Aldona“, wo Schimkat, Gerulat, Neubauer, Bayer und andere die Ruhestörer einzeln an die Luft setzten. Dabei griffen sich die drei Kräftigsten den Missetäter, setzten ihn vor die Tür ins Treppenhaus, die folgenden beförderten dieselben dann mehr oder weniger sanft treppab und völlig auf die Straße. Ein höherer Offizier, der in Zivil mit seiner Holden oben im Café saß, wurde im Feuer des Gefechtes ebenfalls erwischt und unsanft hinausexpediert. Dort erkannte man ihn, versuchte sich zu entschuldigen... „Weitermachen!“ hieß seine lakonische Antwort.

Ein anderer Tschinownik war trotz seiner vorgeschrittenen Lebensjahre in eine Tänzerin von Anno Toback ganz vernarrt und führte uns seine „Eroberung“ des öfteren in der Kantine vor, wobei er ausgiebige Runden spendierte. Da aber solcherlei und viel Flüssigkeit auch bei Frauen die Expansionswirkung steigert, die scharfen Schnäpse zudem das Gleichgewicht enorm beeinflussen, fing das Dämchen an, bedenklich auf dem Stuhle zu wackeln, bis schließlich ihr Verehrer einen „dienstlichen Auftrag“ vergab: „Sie sind doch ein Gentleman, und darum bitte ich Sie sehr, meiner Schönen die Kabine mit der Herztür zu zeigen.“ Das tat ich denn auch. Als aber nach einem Viertelstündchen nichts von der Dame sich zeigte, erhob er sich selber und ging — natürlich unter unserer Begleitung — seine Dame suchen. Er hörte sie auch! Nämlich hinter einer verschlossenen Herztür laut schnarchen! Mit großem Hallo gelang es uns, die Tür durch das Herzloch zu öffnen und die Verehrteste in sein Auto zu verfrachten. Seitdem erschien sie nie wieder bei uns.

In jenen Herbsttagen meldete sich jeden Abend zum Zapfenstreich der Belgrader Wachtposten mit seinem herrlichen Lied,

das bei uns allen eine unbeschreibliche Sehnsucht nach einer „Lilli-Marleen“ wachrief. Alles träumte nur von ihr; und das blieb nicht ohne Folgen. Unser schönes „Baby“ Müller wollte spontan heiraten, und das hieß schon was! Westenberger verschwand für ganze vier Tage; wir spürten ihn in einem Kino auf und befreiten ihn aus den Armen eines Mädels, wofür er allerdings ein geharnischtes Strafexerzieren zudiktiert bekam. Jakstatt floh an jedem freien Wochenende in seinen Heimatort; Riedel wurde wehmütig; der fette Patz biß aus Verzweiflung in seine Bratgans — ihm fehlte der Mut zum Tanz; Zimmermann erkrankte plötzlich bei seinem Schatz an Typhus, er wurde tatsächlich nach langem Suchen im litauischen Krankenhaus gefunden; Bayer, Delgau, Fritz und Franz, Schmid und Meier, sie und andere suchten Trost bei der Flasche; Mickus und Bundschus, Stein und Stahl, Rauch und Strauch, Bulz und Schulz, Schwarz und Weiß, Groß und Klein fanden immer Mädels fein.

— Ja, und ich?

Wenn ich in kalter, feuchter Nacht
so einsam stand auf Wacht und dacht'
und oft dabei Gedichte macht' —
da kam Lilli Marleen und lacht' ...
Und dann verschwand, wenn ich erwacht',
und ließ zurück mit großer Macht
in Nebelschleiern Märchenpracht ...
Die Sehnsucht blieb bei mir als Pfand —
bis ich im Schaufenster SIE fand ...

Meine goldlockige Lilli Marleen, als ich sie eines Abends dort sah, nämlich drinnen, bei der Fensterdekoration Ecke Maironio und Laisves Aleja. Ein schönes Gesicht voll edler Leuchtkraft im verwirrenden Schatten des furchtbaren Krieges. Ich stand also draußen. Unsere Blicke trafen sich, und das spontane beiderseitige Lächeln knüpfte die ersten Bande. Ich betrat den Laden, in welchem sie auch Kassiererin war, und bat, aus reinem Vorwand, mir ein Pfund Kaffeebohnen zu verkaufen (damals) — erhielt diese und ihre Bekanntschaft dazu. Letztere entwickelte

sich anfangs sehr zaghaft, weil mein Schwarm sehr zurückhaltend war. Ihr Mann war von den Russen verschleppt. Doch gemeinsame Kinobesuche und Plaudereien im Rosengarten des „Karo Muziejus“ verscheuchten allmählich das Mißtrauen und brachten Freundschaft. Ich holte sie abends vom Geschäft und durfte sie nach Hause begleiten, zu ihrer kleinen, aber gemütlichen Wohnung. Als gelernte Modistin hatte sie in allem einen sehr guten Geschmack. Wenn aber in ihrem Radio der Belgrader Posten sein Lied begann, machte ich mich schleunigst auf die Socken und erreichte im Laufschrift unsere Unterkunft just mit dem Zapfenstreich. Nur einmal gelang das nicht: da sie auf den Tag zehn Jahre jünger war als ich, konnten wir unseren Geburtstag gemeinsam in ihrer Wohnung begehen. Zwar hatte ich Urlaub bis 24 Uhr, aber ihre Verwandten waren noch fröhlich beim Feiern, so daß sie auch mich nicht fortgehen ließ — ich kam erst gegen 4 Uhr morgens zur Kompanie. . . Spieß und Kompaniechef erwarteten mich bereits und fragten dreckig, ob es sich gelohnt hätte. Einen Lohn hatten sie tatsächlich für mich: drei Wochen gab's keinen Ausgang und den schmutzigsten Arbeitsdienst in der Freizeit. Mein Goldfasänchen aber besuchte mich bereits nach einer Woche, um mich zu trösten. Übrigens: es gab geheime Quellen — durch sie erhielt ich etwa 90 Pfund roher Kaffeebohnen, damals eine ganz große Seltenheit, die ich den Urlaubsaspiranten als Mitbringsel für zu Hause austeilen konnte. Als ich schließlich selber nach Soldau in Urlaub fuhr, transportierte ich selbstverständlich manchen heimatlichen Leckerbissen den Meinigen hin.

Als ich zurückkam, hatten die Eisschollen unsere Notbrücke davongetragen. Die Rollbahn wurde nun über die alte Brücke bei Panumene umgeleitet, die wir nun besonders scharf bewachen mußten, weil man anschwimmende Wassermine fürchtete. Als ich einmal dort Posten schob, kam eine lange Lkw-Kolonnie an, die mir nicht unbekannt war, denn in ihr fanden sich viele alte Bekannte aus den Umsiedlerlagern bei Osterode/Ostpreußen. Das gab ein Wiedersehen!

Im Dezember tauchte die Parole auf, derzufolge unsere Kompanie zu Exekutionen herangezogen werden sollte. Das versetzte uns alle in eine große Unruhe und Aufregung; wir beschlossen, uns

mit allen Mitteln dagegen zu wehren. Wir fürchteten, gegen ehemalige Nachbarn oder sonst gute Leute eingesetzt zu werden und so auf Befehl schuldig zu werden. Zu Zeiten des Schmandkönigs (Smetonas) waren wir ja alle, ob Deutsche, Juden, Polen oder Russen an den Rand gedrängte Minderheiten, die mehr oder weniger Unangenehmes zu ertragen hatten. Dadurch gab es zwischen uns mancherlei freundschaftliche Bande. Als unsere Aufregung bemerkt wurde, verschwand auch dieses unheimliche Gerücht.

Unsere Kompanie sollte im Winter nach Witebsk versetzt werden, doch unserem Spieß gelang es zu erreichen, daß wir noch für die Wintermonate in Kaunas verbleiben durften. Der Preis, den er dafür zahlte, war aber ebenso: wir wurden zur Getto-Wache abkommandiert, was uns gar nicht gefiel. Hier sahen wir unendliches Leid und lernten eine bis dahin unbekannte Welt kennen: die des Schmerzes und der Tränen. Wir waren überglücklich, nach den Dauerwachen den Stacheldrahtzaun verlassen zu dürfen. Und wie hatten's diejenigen, die an die Tore kommandiert waren? Wenn diese armen Menschen abends von der Arbeit auf dem Flugplatz oder von anderen Stellen zurückkamen, mußten sie abgesucht werden, denn sie hatten oft Lebensmittel bei sich versteckt, insbesondere die Frauen. Wenn dann die uns befehligenen Unterführer nur wegschauten, ließen wir alles passieren. Ja, es gelang sogar, aus Requiriertem dann dem und jenem Bekannten oder Bekanntgewordenen etwas Eßbares zuzustecken, trotz der drohenden Strafen.

Der Winter jenes Jahres war ja besonders hart, es gab bis zu 45 Grad Frost. Da konnten auch wir unsere zwei Postenstunden nicht mehr aushalten. Die Getto-Insassen selber halfen uns indem sie uns Überschuhe aus Stroh flochten.

In Kürze kam dann auch der Versetzungsbefehl für die Kompanie; dieses Mal mit Erleichterung begrüßt, obwohl es bis nach Stalino in der Ukraine gehen sollte. Es gab eine Reihe von Orden, einige Beförderungen im Soldatenrange und ich selber wurde ganz abkommandiert, um in meinem früheren Heimatkreis in Litauen in einem Ansiedlungsstabe Dienst zu tun. Meine Kompanie aber traf es hart, als noch aus dem bereits unter Dampf stehenden Zuge einer der Unsrigen von Polizei-

leuten verhaftet und todesbedrohler Vergehen beschuldigt wurde. Was mußte man damals, ob man mit dem Leben davonkommen konnte?

Als ich das nächste Mal nach Kaunas kam, trug ich bereits wieder Zivil. Am Abend konnte ich von dem aus Kulautuva kommenden Memeldampfer meine „Lilli Marleen“ abholen. Bei einem Gläschen Wein wurde das Wiedersehen gefeiert, wir plauderten gemütlich, der süße Kauener Fliederduft strömte durch die Nacht, der Vollmond lächelte uns scheinisch zu... Im Radio meldete sich der Belgrader Wachtposten — ohne Bedrängnis anzuhören; danach erklang das Abschiedslied des Wilnaer Senders: „Horst du mein heimliches Rufen?“ Zärtlich und traurig zugleich war meine Liebe. Es war eine Märchen- nacht, aber eine ohne Wiedersehen...

Und wie durch dichtes Nebeldrehn
war uns geraubt durch's Weltgeschehn
das Glück, Lilli Marleen...

Im Herbst 1946, als ich nach meiner Rückkehr durch den amerikanischen Geheimdienst CIC verhört wurde, fragte mich ein junger jüdischer Mann, wo ich denn 1941/42 Wache gestanden hätte. Da erzählte ich ihm von Kaunas, verschwieg aber aus Angstgefühlen heraus das Getto. Worauf er zu mir sagte: „Auch am Getto! Und im Getto saß ich!“ Und dann fuhr er fort zu sprechen und sagte: „Aber ich habe von Ihnen nichts Schlechtes gehört. Ich habe Sie hierher bestellt, um von Ihnen die Adresse von Mett zu erfahren. Was das auf sich hat? Nun, wir besuchten in Kybartai beide die Schule. Mein Vater — Schukartas — besaß dort eine Fabrik. Weil Mett mir im Getto sehr viel geholfen hat, wollte ich mich ihm jetzt dankbar erweisen.“

Doch ich kannte Metts Adresse nicht. Leider.

ALFRED JODLAUK:

Derr Pracher un de Buursche

Vät Sand unn Steener oppet Feld,
unn doch uck hier wart itt bestellt.
Sehr oarbeitsam vun free bes spääd,
es jeder Buur, ganz ohne Reäd.
Emm Sommer es de schwerste Tiet,
datt silt man schun von dicht unn wiet.
Bloß sehne welle datt nicht alle,
denn Oarbeit deit se nich gefalle.
Se schloape leewer Dach unn Nacht,
uck wenn se ware utgelacht,
wenn se varhungert unn varkoame
biem Noaber molte noa Brot loame.
Datt nenne se dann borje-Brot
unn kloage äwer grote Not.
Man meent, se sent schun dicht am Starwe.
So glowe se noch mehr tu arwe.
Man kenni de Breeder noch unn noch;
doch helpe deit derr Dietsche doch.
Unn noch vel schlemmer, datt's bekannt,
sent sicher Pracher oppet Land.
E grooter Buur derr Dietsche es,
he helpt demm Pracher ganz geweiß.
Doch manchmoal geil ill nich so goot
biem Prachere noa dietschet Broot.

Doa schliekt sich schun derr Pracher ran
an dietsche Hieser, wo he kann.
Na kick, e Pracher kemmt schun her,
bleift stoane anne Hinderdär
unn kickt sich romm noa alle Sied,
ob dicht dabie senn andre Lied.
„De Lolt es hiete wirklich rein“,
unn datt es larem Pracher fein.
Am leewste es uul goode Grinde,

wenn kein Mensch es to Huus tu linde,
wenn alle enne Stadt varreise —
derr Pracher heimlich, stell unn leise
kreppt dorchet Fenster, wenn itt geit,
unn boold am Geldschrank emm Huus steit.
Uck dorche Dar kann he itt woage,
doch dittmoal, doa mott he varzoage:
Geräusche sennt ennt Huus tu heere,
als wenn doa Mensche drenne weere.

Geweß, de Buursche, de mott koake
unn mott tu Huus de Oarbeit moake,
denn wenn derr Buur tu Meddag kemmt,
he keine Ricksicht opp er nemmt:
dett Meddag oppem Desch mott stoane —
itt mott wie oppe Hochtied goone,
denn wachte, datt's nich siene Tour,
he kickt bloß immer noa de Uhr.

Derr Pracher kennt demm Buur sien Läwe
unn welt sogoar, watt wart gegäwe
tu Äte unn uck walt tu drinke
far tuule unn far wiesellinke,
far tuule unn far wieselflinke,
far Fromme unn far jedem Sinder.
Bloß bieem Buur, datt weet derr Pracher,
kann moake he demm beste Schacher.
Doch dittmoal weet he, wart nuscht gäwe:
de Buursche es tu Huus gebläwe.
Derr Buur valleicht es oppet Feld,
mott schulte far e beske Geld,
mott Brot vardeene, datt es woahr,
far veele Mensche Joahr far Joahr.
Tuerscht far Pracher, datt es recht,
unn dann far Herre unn far Knecht.
So geit itt woll far väle Lied
emm Sommer unn tu jeder Tied.
Datt weet derr Pracher anne Där
unn weet uck, datt he hier kricht mehr

an Brot unn Spek unn Eier uck
dromm gült he endlich sich e Ruck,
kloppt ane Där und heert ganz leise

„Herein“ — datt es de Pracherweise.
Nich äwerall lett man emm renn,
hier kann he noch lufträde senn.
Ganz langsam moakt de Där he opp
unn steckt tuerscht sien grauem Kopp
enn Naders Kech, denn ill es schwer,
tu kruupe dorche Kechedär.
De Buursche gloowt emm, Gott sei Dank,
an emm unn uck sien Krippelgang.
He stetzt sich schwer opp Stock, an Där
so wie e Kranker ungelähr,
damett de Buursche gloowt daran,
datt he geweß e kranker Mann.
Nu schleppt he sich mett Schmerz unn Not
eennt Huus mett sienem kranke Foot.
Vunn wiedem mott datt jeder seehne
datt schwach he es opp siene Beene.

Fruu Nader silt datt ganz bestemmt,
als he enn äre Kech rennkemmt.
E beßke knorrig greeßt he er
schun gleich vun wiedem ane Där.
Jetzt titt he demm rozancius ruut,
langt an tu bäde leis unn luut.
De Frömmigkeit mott jeder seehne,
dalär demm Pracher goot bedeene
mett Eier, Schinke unn mett Brot
unn allem andre, watt schmeckt goot.
He bädt, de Ooge obber seeke,
watt mette Hand he kund erreeke.
De Buursche silt emm herzlich bäde,
mett Gott dem Herrn andächtigt rede.
Se silt, wie fromm dert Pracher es —
dromm well se helpe ganz geweß
mett Brot unn Schinke unn noch mehr,
denn hungrig es he sicher sehr.

unn dankt de Buursche wie he kann:
„Gesundheit unn e langet Löwe
wart Gott far alles Enne gäwe,
veel Riektum, Kinder unn noch mehr,
wie immer ilt bie Goode weer.“
Dann bädt he noch e moal ganz luut
unn geit uck gleich noa buute rut.

Geseehne wurd he hier nich mehr,
doch watt he deed, datt weer e Lehr
far fromme Wiewer, datt es woahr —
daräwer redt man lange Joahr.

Unn schließlich keem tu Huus derr Buur,
he weer schun vonne Oarbeit suur;
derr Hunger es e beeser Wicht,
kratzt ennem Buuk ganz firchferlich.
De Stimmung weer schun ganz tum Piepe.
am leewste nicht de Fruu he griepe
unn mettem Pitschestock er singe
von Broj unn Speck unn andre Dinge.
Derr Hunger groaft unn boohrt emm Moage,
datt man am leewste nicht varzoage.
„Zum Donnerwetter, eck weil äte —
hast du dien Mann schun ganz varjäte!“
Varärgert schemmpt derr Buur unn flookt,
datt oppem Dack derr Schorsteen rookt.
Datt Äte obber, dat es woahr,
es immer noch emm Topp nich goar.

He rent varärgert hin unn her,
als wenn tum Explodeere weer
sien hungrig Buuk unn siene Wuut
datt ute Ooge kickt emm ruut.
Dann trampelt he, es emm egoal,
gleich anne Wand, annet Regoal,
wo siene Selweruhr varsteckt;
doch jetzt wart he total varreckt:
de Stell, wo siene Uhr gelege

es doa, doch se ging andre Wege —
se es vun ährem Platz varschwunde.
Wer hat ähr hier bloß denn gefunde!
„Vardammt noch moal!“ so flookt derr Buur,
„wo es gebläwe miene Uhr?
Wer weer denn hier bie ons gekoame,
der hat uck miene Uhr genoahme!“

Jetzt kemmt de Fruu itt ennem Senn:
„E frommer Pracher weer hier drenn“,
säggt se tumm Mann enn groter Not.

Derr Mann stampf opp mett sienem Foot,
rennt ruut unn bringt demm Pitschestock,
häwt opp far siene Fruu demm Rock
unn schleit er, datt es sicher väl,
ganz green unn blau datt Hinderdeel.

Die Fruu schreigt schmerzhaft Mordsgewalt,
der Pitschestock ganz lostig knallt.
Met jedem Hieb, so schrägt derr Buur:
„Wo es gebläwe miene Uhr!“
Derr Pitschestock es doa turbroake —
de Buursche hat jetzt Holz tum Koake.

De Uhr es weg, derr Krach es groot,
de Buursche schrecht enn Angst unn Not.
Se spiert, de Hetz wart er tu väl
unn keehlt am See er Hinderdeel.

Derr Buur, hier kann he nuschl erreeke,
rennt oppe Stroaß demm Pracher seeke.
He seekt varzweifelt, dat es woahr,
demm Pracher schon e ganzei Joahr.

Unn schließlich kemmt tu Huus he an —
doa hat de Fruu e andrem Mann.

Unsere Oma erzählt . . .

Bis nach'm Erste Weltkrieg wußden wir in Litauen nuscht nich vons lektrische Licht. Wir hädde alle Petroljumlampen. Aber das Petroljum nennden wir Kerossin, un Kerossin kippden wir auch in'em Primus — das war so e Petroljumskocher, dem man erst mit Brennsprit anpeesern mußd.

Wenn aber die Petroljumlamp brennd, denn war viel gemülicher als heut mit lektrisch Licht. Wir huckden alle um'e Oma, un die erzähl denn, so wie ich jetzt euch erzählen tu.

Meist huckden wir sich schon zu'e Uhlenflucht zusamm, denn die Lamp wurd erst angesteckt, wenn all ganz duster war. Un denn erzähl Oma Schudergeschichten, wo einem beies Zuhorchen Schucher über'em Puckel liefen, als wie wenn da tausend Hemskes herumkraufen möchten.

Un solche Schudergeschichten will ich heut erzählen . . .

Das war in Godlewo. Die Aust war eingebracht, die Wintersaat bestellt, un so blieb für die junge Leut e bißche Zeit zum Verschnaufen. Abends wurd all frühzeitig dunkel, un an einem Sonnabend in'e Uhleflucht huckden einige Bachuris — Jungens so von achzehn, zwanzig Jahr — beim Choroschtschanski in'em Traktier un schnapsden. Was so e richtige Chebra is — eine Jungengesellschaft — die kommt auf die dwatschesten Gedanken.

Kurz vor Mitternacht — vor'e Geisterstund — wett der Oskar Glied mit'em Richard Pudimat, daß er auf'm Friedhof gehn wird, wo vor paar Tag der alte Isokeit begraben wurd, wird ans Grab treten un laut rufen: „Ihr Tote, stehet alle auf!“ Dreimal, un so laut, daß die andere hinterm Kirchhof es hören. Gesagt, getan!

Nu war die alte Isokeitsche am späten Nachmittag ans Grab von ihrem Mann selig gegangen, hat Tannenreisig mitgebracht, Strohlumchen dazschischen gesteckt, hat e Mooskranzche geflochten un war über ihr emsiges Getue eingenickt. So huckd sie mit'em Puckel ans Grab gelehnt un schlief.

Wie sie dem Ruf hörd: „Ihr Tote, stehet alle auf!“ un eine Gestalt sieht, springt sie hoch, rennt auf die Gestalt zu un schreit aus Leibeskräften: „Herr, nimm mich, hier bin ich!“

In'em Oskar seine Haut wollid ich nich stecken. Was mit ihm geschah, brauch ich euch nich erst zu erzählen. Dai Bog nogi! — Gott, gib mir Beine! — rennd er davon.

Un ähnlich hat es sich irgendwo zugetragen; wo, weiß ich all nich mehr, denn das — erinner ich sich — erzählde meine Uroma selig, so ums Jahr 1887 für meine Mutter, was eine Eichenbergersche war, wie auch ich. Bloß komisch, in ihre Dokumenten stand Eichelberger, was bei'e Umsiedlung herauskam. Oder das is noch gar nicht verwunderlich. Aus'em Buchstab L ein N machen, is im Handumdrehen geschehen. Bei'em Walter Hasenbein war das noch dwatscher: Wie er bei'e Umsiedlung dem Taufschein von seinem Vater selig suchd, fand er alles noch Angaben von seine Mutter: Geburts- un Taufdatum un Geburtsort un Eintragung ins Kirchenbuch un Vornamen von'e Elterchens, bloß daß der Familiennamen in ruschische Buchstaben „Goskipot“ lautete, also Hoskepot. Un daraus übersetzd der Kanter ins Hochdeutsche: Hasenbein. Un da soll sich einer zurechtfinden. Doch nun zurück zu die Geschichte. Irgendwo stand auf'em Kirchhof so ein Kapellche, wo die gutsherrschaftliche Steinsärg aufgebahrt wurden. Wieder wurd gewett, daß einer von die Jungens um Mitternacht e Nagel in'e Tür hämmern wird.

Gesagt, getan! In der Aufregung merkd er aber nich, daß er sich dem Scheeske von der Kapottke mitangenagelt hädd. Wie er da, fugadralla! fortrennen wolld, hielt ihm doch einer fest. Da schrie er Peter-Gewalt un zersplieserd sich das ganze Jackett. Bloß die Strachis — die Ängste — die er dabei hädd, lassen sich kaum schildern.

Alle gute Dinge sind drei, un so hört dem dritte Schucher. Das passiert in Garaiten, nicht weit von Kowno. War doch da der litauische Instmann von'em Graf Sowieso gestorben — mausetot gestorben. Sie bahrden ihm in'e gute Stub auf, un die Klageweiber huckden rundherum un beteten ihre Totenklagen — die Raudos:

„Ach mein lieber Vaterche, der du so kurz lebtest, ach, mein lieber Vaterche, der du so sorgtest — hast sich verdient eine Heimstatt aus weiße Bretterchens, wird dich jetz decken die graue Erde . . .“

Derweil standen die Männer draußen vor'e Tür un versoffen das Fell, wie man zu sagen pflagd.

Nu war der Piplys aber bloß scheintot — er lag seit des Morgens in eine große Ohnmacht. Rucks! sitzt er mit eins im Sarg aufrecht! Hals über Kopf schmeißen sich die Weiber aus'es Haus, un wie die Kerls draußen ihm kommen sehn, kriegt doch einer so e Pfahl zu fassen un scheppert dem vermeintlich Totem eins übers Genick, un jetz erst war der Piplys richtig mausetot!

Das Teufelszeug

Wie reich kann doch ein Leben sein, was kann man nicht alles sehen, wenn man die Augen offen hält, was nicht alles an technischem Fortschritt miterleben, wenn man sich nicht nur in einen Schmollwinkel zurückzieht! Neben dem Fortschritt geht wohl einiges einher, dessen Verlust man kaum bemerkt, weil es so unscheinbar ist, so wenig das Trommelfell bombardiert. Wenn heute aus fast jedem Auto die Popmusik überlaut ertönt, allabendlich in vielen Häusern schreiende Stimmen aus dem Fernsehgerät kommen, scheint es mir, als wenn niemand mehr bereit wäre, ein wenig zu lauschen, auf den Mitmenschen zu hören und über das, was uns die Technik an Feinem beschert, sich Gedanken zu machen.

Es mag 50 Jahre her sein, auf ein Jahr mehr oder weniger kommt es gar nicht an, da wurde in Kowno die erste Radiostation des Landes gebaut. Man konnte zum ersten Male Musik und Sprache aus der Luft empfangen — über viele Kilometer hinweg — war das nicht wunderbar? Heute, im Zeitalter des Tastendrucks, kann man dieses Wunder von damals kaum noch ermessen, aber auf uns Schüler jener Zeit machte es einen gewaltigen Eindruck. Und so einfach konnte man sich den Fortschritt ins Haus holen! „Bau doch einen Radioapparat!“ würde die heutige Devise lauten. Wissen denn viele Schüler von heute, wie man so etwas macht? Wissen sie, was in so einem Wunderkasten drinsteckt? Auf dem beiliegenden Prospekt eines gekauften Gerätes von heute wird wohl von Transistoren, Empfangsbereichen und Wellenlängen berichtet, wer aber kümmert sich viel darum? Ein Knopfdruck, und die Sache muß funktionieren, möglichst laut, möglichst räumlich (stereo) zu vernehmen sein. Wenn nicht, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: fort damit oder hin zur Reparatur.

Damals war es anders, da erlebten wir den Fortschritt, ja, da gestalteten wir ihn auf unsere Weise sogar mit. Vor allen Dingen

galt es, Kopfhörer zu ergattern, alles andere folgte wie von selbst. Die Spulen unserer Empfänger wickelten wir aus 0,3 mm dickem Draht selber, nach je 50 Windungen bauten wir eine Abzweigung ein zwecks Abstufung zum genaueren Empfang. Die Buchsen und einen Blockkondensator konnte man vom geringsten Taschengeld erstehen, der Kauf eines Detektors war auch nicht viel komplizierter. Nach einem ziemlich einfachen Schaltplan montierten wir alles auf eine Zigarrenkiste — und der Wunderkasten war fertig. Wir freuten uns, wenn wir nach langem Herumstochern mit einer kleinen Sprungfeder auf dem Detektorkristall Musik oder gar gesprochene Worte vernahmen! Der verhältnismäßig starke Sender war nur einige Kilometer von uns entfernt. So gespannt gelauscht haben mögen nur die Funker verlorengegangener Besatzungen von Schiffen oder Flugzeugen, wenn sie Kontakt aufnehmen wollten mit der restlichen Menschheit. Und wenn der Sprecher des Kownoer Rundfunks vernehmlich die Zeit ansagte, war das für uns die Garantie, mit der Zeit mitgekommen zu sein.

Ja, wir gingen mit der Zeit. In den Schulpausen wurde eifrig diskutiert, welche Verbesserungen wem gelungen waren. Über die Höfe, heimlich auf Dachböden, manchmal sogar im Wohnraum, zogen wir blanken Draht als Antennen. Eierisolatoren galten als moderner Schmuck oder als technische Notwendigkeit, je nach Standpunkt des Betrachters. Ja, wenn die Eltern, der Hauswirt oder sonst noch jemand etwas gegen diesen Tribut an die neue Zeit hatte, mußten heimliche Installationen erhalten. So machte mein Freund die Entdeckung, daß auch das eiserne Bettgestell als Antenne gut dienen könne. Ein anderer kam mit der „Erleuchtung“, wie man ein Birnchen aus der Taschenlampe lange glühen lassen kann, ohne das Rädchen im Stromzähler zum Drehen zu bringen. Wirtschaftliches Forschen also und eine wesentliche Erleichterung beim heimlichen Basteln und Lauschen.

An Verbesserungen wurde ständig gearbeitet. Bald genügte die Zigarrenkiste nicht mehr. Herr Domela hatte uns im Werkunterricht die Kunst des Laubsägens beigebracht und wies uns nun an, gefälligere Gehäuse für die Empfänger herzustellen. Hier und da tauchten schon die ersten Drehkondensatoren auf und

ersparten uns das mühsame Wickeln der Spulen, ja, es erschienen schon die ersten Schaltskizzen für Radioempfänger mit einer Röhre.

Woher aber das viele Geld nehmen für den Fortschritt? Was heute die Großmächte praktizieren, um sich die neuesten Waffensysteme leisten zu können, hatten wir schon damals für unsere Zwecke herausgefunden. Wie heute die Großmächte ihre alten Waffen an befreundete Staaten loswerden, so „erfreuten“ wir damals die Verwandtschaft mit selbstgebauten, für uns weiterstrebende Jugend schon etwas überholten Radiogeräten. Der Unterschied im Preis spielt keine Rolle — auf das Prinzip kommt es an. Das gilt, wie man sieht, auch heute noch.

So hatte ich Freundschaft und Verwandtschaft auf dem flachen Lande und in den Vorstädten Kownos ausgiebig mit neuen Zaubergeräten versorgt, es blieb nur noch die etwas zögernde Tante Irene übrig. Sie wollte ein Gerät eigentlich nicht für sich haben, sondern eher für die bei ihr lebende Mutter, also meine liebe Oma. Die Verhandlungen liefen glatt: ich konnte mit dem Einbau beginnen. Die Erdung war schon installiert, als Antenne nahm ich einfach das große Blechdach. So sparte ich Draht und unnötige Kosten. Die Abzweigung zum Fenster klappte, für die Blitzableitung war gesorgt. Ja, die war damals äußerst wichtig. Wie heute der Rundfunksprecher immer mahnt: „Bitte stellen Sie Ihr Gerät auf Zimmerlautstärke“, so schloß früher jede Sendung des Rundfunks mit der Mahnung: „Vergessen Sie bitte nicht, die Antenne zu erden!“

Endlich war alles fertig. Mit den Kopfhörern über den Ohren, damals waren es wahrhaftig noch richtige Ohrenquetscher, stocherte ich am Detektorkristall — und klar und deutlich vernahm ich die Stimme des Rundfunksprechers. Die Ehre des Ersthörens sollte die liebe Oma haben. Umständlich nahm sie Platz, mißtrauisch legte sie sich die Kopfhörer um und lauschte der nun einsetzenden Musik. Plötzlich warf sie resolut die Kopfhörer auf den Tisch und äußerte mit Empörung: „Det Dievelszeug kommt mir nich in mien Hus!“ Hatte ich recht gehört? Der Stolz meiner Bastelkunst sollte nicht in Omas Haus passen? Wahrhaftig, das hatte ich nicht erwartet. So energisch hatte ich die sonst immer freundliche Oma noch nie erlebt. Da half auch kein

Erklären, kein noch so gütliches Zureden: ich mußte das „Teufelszeug“ aus dem Hause schaffen. Wir Jungen lebten halt schon in einer anderen Welt als die alte Generation, die Brücke dazwischen war plötzlich durch den technischen Fortschritt weggerissen.

Doch die Zeit ließ sich nicht aufhalten und mit ihr die immer zu entwickelnden Errungenschaften. Einige Jahre später besuchte ich nach längerer, durch Militärdienst und Studium bedingten Abwesenheit meine Großmutter wieder. In der Ecke des Wohnzimmers stand ein schönes Rundfunkgerät, natürlich mit eingebaulem Lautsprecher, das neueste Modell jener Tage. Ich unterdrückte meinen heimlichen Triumph, erinnerte an mein einmaliges Fiasko natürlich nicht. Wir unterhielten uns beim Kaffeetrinken, leise Musik begleitete unser Gespräch. Es war gerade Bet- und Bußtag, der Sprecher des Königsberger Senders sagte den Abendgottesdienst an. Oma legte ihre Brille und das Ostpreußische Gesangbuch zurecht. Sie war freudig erregt: denn, wie ich bald erfahren sollte, ob Morgen- oder Abendandacht: sie erlebte mit der so fernen, damals für uns doch schon im Auslande befindlichen Gemeinde in Königsberg alle Gottesdienste voller Anteilnahme mit. Sogar das dort gebräuchliche Gesangbuch hatte sie sich durch die Deutsche Buchhandlung in Kowno besorgen lassen, während doch unsere Gemeinden in Litauen ein ganz anderes, eigens für uns hergestelltes benutzten. Da schellte die Türglocke. Tante Irene verließ das Zimmer, ich hörte sie im Korridor mit jemand sprechen. Bald kam sie zurück und sagte: „Frau Jonat fragt, ob sie vielleicht übermorgen kommen dürfte, ihr paßt es morgen weniger.“ Ach, Frau Jonat. Ich erinnerte mich. Das war doch die Waschfrau, die allmonatlich aufkreuzte, um einen Tag lang die sogenannte „große Wäsche“ zu waschen. Dann pilegte sie in der dampferfüllten Küche am Waschtrog mit dem Rollbrett zu stehen, die nasse und sehr heiße Wäsche einzuseifen und dann zu scheuern. Das verursachte ein eigenartiges Geräusch, als wenn ein Wagen polternd über eine Brücke fährt. Wir haben ihr als Kinder gerne zugeschaut, ihrem unverfälschten Plattdeutsch gelauscht, ihr auch wohl manchen Streich gespielt. Wie konnte sie so herrlich schimpfen, wenn plötzlich die Seife oder die Bürste fehlte! Im Grunde genommen war sie über unsere Streiche gar nicht ver-

ärgert und hatte die Entrüstung oftmals gemimt, um dann schließlich mit uns herzlich mitzulachen. Für uns war sie einfach „die alte Jonatsche“ — nach außen hin aber niemals so genannt — ein liebenswerter und fleißiger Mensch, leider aber schon nicht ganz mit der Zeit mitgekommen. Die heutige Jugend würde wohl sagen, nicht mehr „up to date“.

Frau Jonat wurde hereingerufen, freundlich begrüßt, zum Sitzen aufgefordert. Vorsichtig setzte sie sich auf die Stuhlkante, wagte wohl nicht, den ganzen Stuhl einzunehmen. Mich redete sie noch wie früher einfach mit „Jungche“ an, hatte wohl auch schon meinen Namen vergessen, staunte, daß ich so groß geworden war — und das alles bei einem ausgedienten Soldaten! Nein, danke, den Kaffee wollte sie nicht probieren, sie habe kurz vorher mit ihren Kindern schon welchen getrunken. Ich ahnte schon; sie nahm die Mahlzeiten lieber in der Küche ein, dort war ihr alles vertrauter. Dann möge sie doch wenigstens die Andacht mit anhören, gleich werde der Pastor aus Königsberg sprechen. Oma zeigte mit sichtlichem Besitzerstolz auf ihr wertgeschätztes Radiogerät.

„Wat, in dem Kastke soll der Herr Pastor sitzen? Nein, Madamche, det jlow ich nich!“ war die erschrockene Antwort. Und unsere Jonatsche zog sich verängstigt in die Küche zurück, wo ihr nicht mehr zugemutet werden konnte, alles Neue zu verstehen.

Ja, die Zeit ist weitergegangen. Heute kommen keine Waschfrauen in die Häuser mehr, die automatische Waschmaschine hat ihren Platz eingenommen. Ich glaube nicht, daß damit ein Stück Romantik verlorengegangen ist, wohl aber ein gut Teil zwischenmenschlicher Beziehungen. Frau Jonat habe ich noch kurz vor der Umsiedlung einmal gesehen; ein kleines, altes Frauchen, das bei ihrer verheirateten Tochter wohnte, aber nur noch für die Enkelkinder lebte. Sie freute sich auf Deutschland, wo alle Menschen auf der Straße deutsch verstehen und wo keiner gezwungen wird, in der Landessprache zu reden. Dort werde sie, erzählte sie mir voller Stolz, nicht mehr ein Kopttütchlein tragen wie hier, sondern einen Hut aufsetzen wie alle Damen dortzulande. Sie hat Deutschland noch erlebt, zwar mitten im Kriege, aber doch mit den Menschen durch Sprache,

Religion und Schicksal eng verbunden. Sie fühlte sich trotz des langen Aufenthaltes in Umsiedlerlagern endlich daheim und hat den Entschluß zur Umsiedlung nie bereut, wie mir ihre Tochter viel später versicherte.

Nun ruhen schon beide lange und für immer, meine liebe Oma und die Frau Jonat. Aber alle Stürme der Umsiedlung, des Krieges und der Flucht hat ein kleines Büchlein überstanden: das von meiner Großmutter so oft benutzte Gesangbuch aus Königsberg. Wenn ich es gelegentlich in die Hand nehme, tauchen die Menschen früherer Tage auf und mit ihnen eine längst entschwundene Welt. Heute ist alles so selbstverständlich geworden, wir nehmen alles hin, ohne uns große Gedanken darüber zu machen, daß man früher vieles des Guten entbehren mußte. Alles soll besser werden, als es schon ist, wer kann sich aber noch so recht des Fortschrittes erfreuen? Wir haben in den letzten Jahrzehnten einen Aufschwung erlebt, der nur vergleichbar ist mit dem Anbruch der Neuzeit. Trotz des in „unserer“ Zeit vielfach erfahrenen Unrechts und Leides bin ich froh, all die Umwandlungen in der mir zugänglichen Welt gesehen und bewußt erlebt zu haben. Es ist mir ein reicher, unverlierbarer Schatz der Erinnerungen gewachsen, den ich nicht mehr missen möchte.

Abend ist scheidender Tag;
Abend ist — kommende Nacht.
Scheide, was scheiden mag:
habe des Kommenden acht!
Neige nach Osten dein Haupt,
heiliger Pforte der Zeit
allem Leben, das glaubt —
„vom Tode zum Morgen“ bereit.

Therese Janitzki

ČESLOVAS GRINCEVIČIUS:

Die Stimme aus dem Jenseits

Übersetzung aus dem Litauischen: J. Trakys

Nachdem der greise Pfarrer von Labunava das Brevier hergummelt hatte, betete er noch lange für die Toten seiner Gemeinde; für die Toten, daß sie schneller das ewige Licht erblicken -- und für die Lebenden, daß der Herrgott sie vor unverhofften Unglücksfällen und vor schweren Sünden bewahren möchte, insbesondere vor der Trunksucht, die ja der Grund für alle anderen Vergehen ist. Danach löschte er das Licht und legte sich nieder. Da er bereits seit drei Jahrzehnten in Labunava als Seelsorger gewirkt hatte, kannte er die Schwächen der ihm Anvertrauten, die er zum Seelentor des heiligen Petrus geleiten wollte, wie er selbst zu sagen pflegte, sehr gut -- und diese Schwächen nagten an ihm nicht wenig.

Als ihm daher ein Ereignis des vergangenen Sonntags einfiel, wonach ein junger Mann sogar auf einige Meilen entfernt hatte ins Krankenhaus geschafft werden müssen, erregte er sich derauf darüber, daß er nicht einschlafen konnte. Des Hin- und Herwälzens müde, stand er auf, suchte die Zündhölzer hervor, zündete die Lampe an und öffnete einen Bücherschrank, aus dem er ein Büchlein herausnahm.

Beim Lesen überkommt einen der Schlaf schneller, dachte der Greis, nachdem er es sich im Bett bequem gemacht hatte.

Zu vielem Lesen hatte er keine Zeit, und er mochte auch nicht. Er las nur das, was er als Pfarrer unumgänglich lesen mußte: dieses und jenes über Wetterveränderungen, über Naturerscheinungen und über Wildvögel. Besondere Predigtbücher mochte er nicht, und er hatte auch keine.

Lehren und Predigten muß man dem Leben entnehmen und nicht den Büchern, pflegte er zu den jungen Pfarrern zu sagen. Er las eine Erzählung über einen Wolf, der in der Nacht in den Stall einbrach und dabei gefangen wurde. Man band ihm ein

Glöcklein um den Hals, und mit diesem klingenden Gegenstand entließ man das Wildtier in den Wald.

Das war schlecht für den Wolf, dachte der Greis und löschte die Lampe. Das war für solch einen Galgenvogel auch notwendig, man hatte da schon das richtige erdacht.

Nachdem er sich niedergelegt hatte, sah er das Bild vor Augen, wie der Wolf Tag und Nacht durch den Wald lief, um sich des Glöckleins zu entledigen, und wie alle anderen Tiere ihn schon von weitem wahrnahmen und vor ihm davonzogen. Der Wolf mußte natürlich verhungern, und dieser Tod muß sehr grauenhaft gewesen sein. Immerhin ist er nicht schuld, daß er sich nicht von Pflanzen nähren kann und daß es seit Anbeginn der Welt schon so eingerichtet ist, — und das unglückliche Tier tat ihm leid.

Besser würde es sein, wenn die klugen Menschen solch ein „Tingeltang“ für einen bösen Menschen erdenken würden — sagen wir, um einen Dieb zu kennzeichnen. Oh ja, auch in dieser Gemeinde würde eine solche Erfindung Schule machen, gewiß, ganz sicher . . . und darüber schlief er ein.

In der Nacht erwachte der greise Pfarrer erneut, und er fühlte sogleich, daß irgendetwas nicht so war, wie es sein sollte.

Was war denn das dort? Das kann nicht sein, daß in der Nacht jemand auf der Orgel spielt! Die Töne der Kirchenorgel waren klar zu hören.

Der Pfarrer strich an einem Zündholz. Es war genau eine halbe Stunde nach ein Uhr.

Ich träume doch nicht und ich bin auch nicht taub, wunderte sich der Greis.

Bei unserem Danielus muß etwas nicht stimmen, dachte er von dem Kantor, der ein älterer, alleinstehender Mann war.

Zeit meines Lebens habe ich nicht gehört, daß sich jemand zur Mitternachtszeit erhebt, die Kirche aufschließt, die Treppen zur Orgel hinaufklettert und dort allerlei Weisen spielt. Ich werde ihm eine Lehre verabfolgen müssen, ja, das werde ich müssen. Der Pfarrer legte sich auf die andere Seite, bemühte sich an nichts zu denken und schlief ein. Am Morgen stand er zur ge-

wohnten Zeit auf. Aber er stellte sogleich fest, daß ihm zur guten Laune etwas fehlte.

Während er noch nach dem Grund hierfür suchte, fiel ihm das miternächtliche Orgelspiel wieder ein, und er wurde ein wenig ärgerlich darüber.

Ich werde ihm sagen, was zu tun paßlich und was unpaßlich ist. Wenn es ihn um Mitternacht zu spielen gelüftet, dann kann er zu Hause auf seinem abgespielten Klavier einherklopfen soviel er nur mag.

In der Kirche angekommen, fand er Danielus an der Orgel warten. Ohne etwas über sein Vorhaben zu verlautbaren, hielt er die Messe und hieß durch den Sohn des Kirchendieners, Julius, den Danielus in die Sakristei kommen.

„Ja, mein Lieber, genügt dir der Tag nicht, daß du in der Nacht aufstehst und in der Kirche Konzert gibst?“

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, aber ich verstehe nicht, was sie damit sagen wollen“, erstaunt sah der Kantor in das finstere Gesicht des Pfarrers.

„Es gibt da nichts — nicht zu verstehen. Ich frage, was für ein Geist dich in der Nacht auf die Orgel getragen hat. Du kannst den ganzen Tag über spielen, aber Nachtzeit ist Nachtzeit, und ein anständiger Mensch schlägt in der Nacht die Kirchentüren nicht und spielt auch nicht auf der Orgel.“

„Was Sie sagen, Herr Pfarrer! Im Ernst, hat jemand die Orgel gespielt? Wie Sie mich hier lebend sehen, ich weiß davon nichts und habe nichts gehört. Ich schlief wie erschlagen.“

„Du glaubst doch nicht, daß ich taub bin oder daß ich geträumt habe? Ich halte ein Streichholz angezündet, und nach der Zeit habe ich auch gesehen. Und betrunken bin ich auch nicht gewesen.“

Der Pfarrer liebte es nicht, sich lange zu streiten und kehrte unzufrieden auf sein Zimmer zurück. Als er zum Frühstück gerufen wurde, erschien er auch nicht sogleich.

„Barrabas“, sagte der Pfarrer und rührte in seinem Tee.

„Barrabas? Wer ist das?“ fragte Susanne, die alte Haushälterin des Pfarrers. „Hat sich wieder etwas Schlechtes zugetragen?“ Die Stirn des Pfarrers versprach der Haushälterin nichts Gutes.

„Ich spreche von denjenigen, die den Tag nicht von der Nacht unterscheiden können, und wann etwas sich gehört und wann nicht.“

„Sicherlich haben sich die Knechte in der Nacht wieder herumgetrieben.“

„Nein, dieses Mal waren es die Knechte nicht.“

Wenn nicht die Knechte, wer war es dann? Hat man Sie nicht schlafen lassen? Und vielleicht hat der Hahn wieder unter dem Fenster gesessen und in der Nacht gekräht?“ versuchte Susanne alles selber zu erraten.

„Ich habe die Orgel im Sinne.“

Eine solch rätselhafte Antwort hatte Susanne nicht erwartet. Da sie die Art des Pfarrers sehr wohl kannte, verstand sie, daß vieles Fragen wertlos war, und so ging sie den ganzen Tag über unruhig einher.

In der nächsten Nacht erwachte der Pfarrer erneut.

„Oh, mein Gott, Verstand nicht um eine Kopeke! Was ist mit ihm geschehen?“ — Aus der Kirche drangen leise, sanfte Töne der Orgel.

„Dieses Mal wird er sich mir nicht herausreden.“

Nachdem er die Zündhölzer hervorgesucht hatte, steckte er die Lampe an. Es waren fünfzehn Minuten vor zwei. Er warf die Bettdecke ab, ging ans Fenster und öffnete es. Ein kühler, aber wohlriechender Luftzug drang ins Zimmer. Und in der Stille der Augustnacht klangen die Orgeltöne überirdisch. Ganz erregt lauschte er ihnen lange. Der Greis erinnerte sich eines Bildes, das er in einem Buche gesehen hatte, wo die heilige Caecilia mit aufgelösten Haaren in der Abenddämmerung an der Orgel sitzt, während rundwangige Engelein, rund herum um sie, die Köpfe auf ihre Fäustchen gestützt, ihr zuhören.

„Er spielt gut, nur weiß er nicht, Maß zu halten. Die Kirche ist das Haus Gottes, man muß sie in Ehren halten und kann doch in ihr nicht alles Mögliche anstellen, was jedem gerade einfällt. Und vielleicht ist Danielus ein wenig mondsüchtig und wandelt im Schlaf? Nein, es ist kein Mond am Himmel zu sehen. Außerdem könnte er ganz allein auch nicht spielen, es muß ja jemand da sein, der die Bälge tritt.“

Nachdem er das Fenster wieder geschlossen hatte, löschte er die Lampe und bemühte sich einzuschlafen. Aber er fühlte, daß seine Erregung zugenommen hatte, und der Schlaf kam nicht.

„Semper accidit id quod non speravimus: oft trägt sich zu, was wir nicht erwarten“, fiel ihm dieser Satz aus der Schulzeit ein. Er wiederholte ihn einige Male auf lateinisch und konnte diesen Satz nachher nicht mehr loswerden.

Und die Orgel fuhr fort zu spielen, und der Pfarrer konnte nicht einschlafen, obwohl ihn sonst schon ruhige Musik nicht am Einschlafen zu hindern pflegte. Die Orgel liebte er ohnedies ganz besonders. Noch lange wälzte er sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, zählte einige Male bis hundert, aber einschlafen konnte er nicht.

Die Orgel hörte nicht mit einem Mal zu spielen auf, sondern langsam, als der Tag anbrach.

Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ins Schlafzimmer drangen, erhob sich der Pfarrer aus dem Bett, kleidete sich an und ging zur Tür hinaus. Er versuchte alle Türen der Kirche; und als er sie verschlossen fand, wanderte er eine Weile hin und her. Nach dem Gottesdienst ging er selbst zu Danielus.

„Nun, mein Lieber, nehmen Sie Vernunft an, was ist nur mit Ihnen geschehen? Ja, ja, machen Sie nur keine großen Augen und versuchen Sie sich nicht herauszureden, das wird Ihnen nicht gelingen. Ich verbiete Ihnen, während der Nachtzeit die Orgel zu spielen. So, das wäre es!“

„Sie erzählen Wunder, Herr Pfarrer. Wer hat denn nur an die Orgel herankönnen? Ich selbst habe mich bis nach Mitternacht in der Schule aufgehalten. Dann kehrte ich nach Hause zurück, und ich habe nichts gehört. Nun ja, jenseits des Nevezis hat irgend jemand geschossen... Bumm-bumm machte es, dann wieder: bumm-bumm... sonst war alles still...“

„Was willst du damit sagen? Denkst du vielleicht, daß ich an Gespenster glauben werde oder daß irgendein Toter aus dem Grabe auferstanden war, um die Orgel zu spielen. Oder glaubst du, daß ich dein ‚bumm-bumm‘ nicht vom Orgelspiel unterscheiden kann?“

Der Pfarrer blieb hart und ließ sich nicht überreden. Nachdem er dem Kantor noch einige seiner Schwächen vor Augen gehal-

ten hatte, schalt er mit ihm, ließ ihn nicht zu Wort kommen und überließ ihn dann seiner Verwirrung.

Dann fragte er die Kinder des Kirchendieners aus, deren Aufgabe es gewöhnlich war, die Bälge der Orgel zu treten. Sie erklärten, daß sie ruhig geschlafen hätten, daß sie niemand geweckt und daß sie überhaupt nichts gehört hätten. Und außer ihnen — so behaupteten sie stolz — gäbe es niemanden, der so die Bälge zu treten verstehe wie sie.

Der Greis kehrte hierauf ins Pfarrhaus zurück, ging zunächst in die Küche und als er Susanne antraf, fragte er sie:

„Hast du diese Nacht nichts gehört?“

„Beim Geiste des Königs, hat sich denn schon wieder etwas zugetragen? Aber gehört — gehört habe ich nichts. Und dann, wie lange dauert schon die Nacht? Tagsüber habe ich so viel zu laufen, daß — ich komme kaum dazu, mich übers Bett zu werfen — ich sofort einschlafe.“

„Na ja, ja, deinetwegen könnte man von unter dem Fenster aus mit Kanonen schießen, die Kirche könnte ins Zimmer fallen, und du würdest natürlich auch dann nichts hören.“

„Was ist denn aber nur passiert? Hat es gebrannt oder wurde in der Nacht gestohlen?“, sorgte sich erschreckend die gute Frau.

„Es hat in der Nacht wieder irgendjemand auf der Orgel gespielt. Deswegen konnte ich auch nicht einschlafen“, versuchte der Pfarrer es so ruhig als möglich zu erklären.

„Ja, wer denn sonst als Danielus, dieser Nachtvogel!“ — und ihr schien alles klar zu sein.

„Na, vielleicht war er es auch nicht; er schwört, daß er nichts weiß.“

„Vielleicht heulte der Wind in der Nacht im Kamin, jetzt vor der Wetterveränderung.“

„In der Nacht wehte überhaupt kein Wind.“

„Und vielleicht sangen die nächtlichen Pferdewächter.“

„Sollte ich denn Gesang nicht vom Orgelspiel unterscheiden können?“

Die Frau fragte dann nichts mehr. Sie erschrak nur ein wenig, als ihr die Gespenster einfielen, die sich nun vielleicht auch hierher verirrt haben könnten. Sie überlegte, ob sie nicht vor-

schlagen sollte, daß die Kirche erneut zu weihen sei; denn das würde nichts schaden, wenn auch nichts an der ganzen Sache wäre. Aber da sie fühlte, daß sie nur eine abschlägige Antwort erhalten würde, sah sie von ihrem Vorschlag ab.

Der Pfarrer war den ganzen Tag über irgendwo herumgewandert und war nicht einmal zum Mittagessen gekommen. Abends, als die Kirchenglocke zum Gebet und zur Ruhe gerufen hatte, nahm er wahr, daß er vor dem, was sich wiederholen konnte, Angst hatte.

Sollte das diese Nacht wieder dasselbe sein? — In der Nacht las er lange, bis ihn der Schlaf überkam. Er wollte, ohne zu erwachen, bis zum Morgen durchschlafen, ohne dieses unerbetene Orgelspiel hören zu müssen.

Aber das Schicksal war dem Pfarrer nicht sehr wohl gesonnen. Noch während er schlief, sah er seine Kirche voller Menschen, wie an großen Festtagen, und die Orgel spielte so schön, wie er es noch nie gehört hatte... und nicht der Danielus spielte, sondern der heilige Michael selber.

„Was hat der heilige Michael mit der Orgel zu tun? Seine Aufgabe ist es doch, die Legionen des Himmelsheeres zu ordnen und das Paradies vor dunklen Mächten zu schützen“, — kam dem Greis der erste Gedanke, sobald er erwachte.

„Herrgott, schon wieder die Orgel!“

Er entledigte sich rasch der Beldecke, suchte einen Mantel hervor, zog die Pantoffeln an, griff nach dem Stock und ging zur Tür hinaus. Nach ein paar Schritten durch den Garten, stand er vor der Kirche.

„Ich werde mich mit demjenigen, der unsere Orgel so lieb gewonnen hat, selbst auseinandersetzen.“

Von den starken Tönen erbeben selbst die Wände der Kirche. Auch das Pedal war zu hören. Und er konnte selbst die einzelnen Register unterscheiden.

„Ich glaube, es ist die Fuge Bachs! Ja, das ist das Tremolo, und jetzt volles Tutti. Na, und das hat noch gefehlt: einen Marsch, so wie zur Hochzeit, aufzuspielen! Daß du irgendwo zu Eis gefrieren möchtest!“

Die Tür zur Orgel war abgeschlossen. Desgleichen fand er auch alle anderen Türen verschlossen.

„Zugeschlossen und die Schlüssel abgezogen hat dieser Unhold.“ Nun begab er sich auf die andere Seite der Kirche, wo Häuser des Pfarrgehöftes standen.

Die Haustür zu Danielus war verschlossen. Er ging ans Fenster und klopfte heftig daran. Da sich niemand sogleich meldete, freute er sich schon innerlich, daß Danielus in seinem Zimmer auch nicht sein würde, weil er selbstverständlich eben der rätselhafte Orgelspieler war.

„Wer ist dort?“ und durch das Fenster sah das graue Gesicht des Danielus.

Über diese Wendung der Dinge erschrak der Greis erneut dergestalt, daß er im Augenblick nicht einmal in der Lage war, sich zu sammeln und wußte nicht, wie und was zu antworten. Das heißt also, irgendein „Unbekannter“, der nicht bekannt sein will, hat sich eingefunden, der dann eben in den Nächten die Orgel schlägt.

„Hörst du, die Orgel spielt, gehen wir in die Kirche!“ Danielus öffnete das Fenster.

Oh, armer Pfarrer! Wahrscheinlich hatte dieser Orgelspieler, dieser nächtliche Vogel, seine Worte erlauscht, denn er hörte auf zu spielen.

Und so kam Danielus nicht dazu, das Orgelspiel zu vernehmen. Der Pfarrer und Danielus nahmen jeder ein Licht und die Schlüssel und betraten die Kirche. Sie stiegen zur Orgel hinauf. Im Innern der Kirche herrschte eine unbeschreibliche Stille. Nur den eigenen Atem und das Gestuckse der Turmuhr nahmen sie wahr. Und sie selber nahmen sich beide wie Gespenster aus. Die Klaviatur der Orgel war verschlossen, die Noten unberührt. Sie öffneten den Notenschrank, sie blickten in das Innere der Orgel, durchwanderten alle Ecken; und als sie nichts fanden, stiegen sie schweigend wieder hinab. Der Pfarrer machte einen gedrückten Eindruck. Er hatte gehofft, wenigstens irgendwelche Einbrecherspuren zu entdecken. Nun würden alle von ihm sagen, daß er kindisch geworden sei.

Danielus verstand die auf dem Pfarrer lastende Stimmung und begleitete ihn auf sein Zimmer. Und, miteinander Jugenderinnerungen teilend, blieben sie bis zum Morgen beisammen.

Dem Pfarrer wollte die Orgel den ganzen Tag über nicht aus dem Sinn gehen, und er konnte nichts arbeiten. Am Abend kam

Danielus wieder und es wurde beschlossen, daß er in dem Zimmer des Pfarrers schlafen sollte, und so würde er vielleicht die geheimnisvolle mitternächtliche Musik hören können.

Danielus schief die ganze Woche über im Zimmer des Pfarrers, aber es war ihm nicht ein einziges Mal gelungen, irgendetwas zu hören. Sobald der Pfarrer ihn weckte, hörte die Orgel auf zu spielen; und wenn sie zusammen die ganze Nacht über aufsaßen, ohne die Augen zu schließen, soll die Orgel nicht gewagt haben zu spielen.

„Das ist die Stimme aus dem Jenseits“, sagte Danielus einmal zu Susanne, „doch sprich nichts darüber zu ihm, streite nicht mit ihm und frage ihn nicht.“

Der Greis sah während jener Tage schlecht aus, magerte ab und erweckte einen abgequälten Eindruck. Das, was sich in den Nächten zutrug, konnte er nicht ertragen, und als man ihm antrug, irgendwo zur Erholung ins Dorf oder in eine andere Pfarre zu fahren, lehnte er es ab.

„Ich bin allein in der Gemeinde, und wenn jemand nach dem Pfarrer rufen würde, was dann? Der Hirte darf sich auch nicht für einen Augenblick von seinen Schäflein entfernen.“

Eines Morgens stand der Greis schon nicht mehr auf und sagte zu Danielus:

„Schicke jemand zum Kanonikus nach Jovvainiai. Ich sehne mich nach ihm, ihr meine lieben Seelchen. Er ist es, dem ich allein die Schwächen meines Lebens aufdecken kann. Was kann man denn wissen, wenn man dem HERRN die Lebensverrechnung vorlegen müssen wird.“

Es war nun nicht mehr notwendig, daß Danielus bei dem Greis nächtigte, nun schlief dort der Kanonikus.

In der ersten Nacht schlief der Greis ruhig und er hörte auch die Orgel nicht spielen. Aber in der nächsten Nacht hatte er Fieber, warf sich im Bett hin und her und verlangte nach reiner Luft. Plötzlich rief er:

„Kanonikus, Bruder, hörst du? Hörst du es? Das ist unsere Orgel!“

„Ich höre, ich höre es“, beruhigte ihn der Kanonikus.

„Aber wie wunderbar sie spielt! Solche Stimmen, glaube ich, besaß unsere Orgel nicht. Ich sehe, Danielus hat sie heimlich

hineingetan. Und siehst du, wer da spielt? Siehst du es? Und wieder sitzt der heilige Michael im blitzenden Harnisch an der Orgel. Sprich, siehst du es?"

„Ich sehe, ich sehe es. Ja, es ist der heilige Michael.“

„Und wieviel Menschen in der Kirche versammelt sind. Ich kann nur nicht verstehen, wozu. Es sind doch nicht die Beichtwochen, der Feiertag der heiligen Anna ist doch schon vorüber. Und die Kerzen des großen Altars sind auch schon angezündet, und ich liege noch hier! Laß mich, Kanonikus, was tust du? Ich muß doch in die Kirche.“

„Nicht doch, sie werden warten. Ich habe bekanntgegeben, daß der Gottesdienst heute später stattfinden wird.“

Es gelang ihm, den Greis halbwegs zu beruhigen, und er schielte ein. Der Kanonikus saß noch lange bei ihm. Hernach fühlte er, daß er ermüdet war, und der Schlaf überkam ihn. Während er so dasaß, lehnte er sich an das Kopfkissen und schlummerte ein. Als der Kanonikus erwachte, war es ganz hell. Zunächst sah er, daß der Pfarrer nicht im Zimmer war und daß das Bett sogar abgekühlt war. Darüber erschrak der Kanonikus und er fühlte, daß er seinen Pflichten als Pfleger schlecht nachgegangen war.

Das bedeutete, daß das Fieber zugenommen haben mußte und daß der Greis irgendwohin fortgewandert war. Rasch weckte er Susanne und durcheilte alle Zimmer. Der Greis war nicht zu finden. Sie fanden die Tür der Küche aufgeschlossen. Der Kanonikus begab sich geradewegs in die Sakristei. Von weitem bemerkte er schon den Schlüssel in der Tür. In der Sakristei war niemand. Er eilte in die Kirche, und wie versteinert blieb er stehen. Für einen Augenblick verließ ihn die Besinnung:

Der Greis hatte sein Gottesdienstkleid angelegt und kniete im weißen Ornat auf dem Teppich vor dem Altar. Er war tot. Die Kerzen des Altars waren fast abgebrannt.

„Das war seine letzte Messe, die er in dieser Nacht für diejenigen gehalten hat, die er gesehen und von denen er mir erzählt hatte, dachte der Kanonikus, — doch war er glücklich in seiner letzten Stunde, denn der heilige Michael selbst hatte ihm die Orgel gespielt.“

ANSCHRIFTEN

Landmannschaft der Deutschen aus Litauen im Bundesgebiet e. V.
BUNDESGESCHAFTSSTELLE: 5760 Arnsberg 1, Rathaus, Zimmer 10; Postscheckkonto: Hannover Nr. 882 81-300; Telefon (0 29 31) 40 35

BUNDESVORSTAND:

Arnold Döring, Yorkstraße 11, 3000 Hannover, Telefon (05 11) 31 17 11
Vorsitzender

Albert Unger, Lilauenring 74, 5760 Arnsberg 1, Telefon (0 29 32) 2 15 38
Geschäftsführer

Johann Sperl, Tiroler Str. 13, 7250 Leonberg, Telefon (0 71 52) 4 84 47

Adolf Schrader, Sulzbacherstr., 7151 Großerlach-Grab, Tel. (0 71 92) 65 83

Lydia Dauth, Kapitän-Flemming-Straße 15, 6078 Zeppelinheim, Telefon (06 11) 69 26 55

Alexander Wegner, Moorstr. 8, 2810 Verden (Aller), Tel. (0 42 31) 79 64
Kassenwart

Alfred Franzke, Haus Moortreue, 2839 Freistatt, Tel. (0 54 48) 82 73

Prüfungskommission:

Walter Lüneburger, Schweinauer Hauptstraße 48, 8500 Nürnberg,
Telefon (09 11) 66 24 57

Waldemar Schumann, R. 6.6 b, 6800 Mannheim Telefon (06 21) 1 33 19

Bruno Sprung, Heisiusstr. 2, 2800 Bremen-Arbergen, Tel. (04 21) 4 87 94

Schlichtungsausschuß:

Elisabeth Josephi, Wellweg 5 a, 3203 Sarstedt

Ewald Gerulal, Asemstraße 8, 8358 Vilshofen

Arthur Hoffmann, Danziger Str. 2, 2370 Rendsburg, Tel. (0 43 31) 4 12 24

EHRENMITGLIEDER:

Elisabeth Josephi, Wellweg 5 a, 3203 Sarstedt, Tel. (0 50 66) 22 31

Karin Kröger, Buchholzer Straße 40, 2234 Burg/Dithm.

Professor Dr. Johannes Strauch, Goethestraße 7, 5460 Linz (Rhein)
Telefon (0 26 44) 38 92

Stadtdirektor a. D. Georg Plett, Stenbergstraße, 5760 Arnsberg 1

Friedrich Kirchner, Milanweg 30, 5760 Arnsberg 2

ANSCHRIFTEN DER GRUPPENVORSITZENDEN:

I. Landesgruppe Berlin:

Landesgeschäftsstelle: 1000 Berlin SW 61, Stresemannstr. 90—102,
Telefon 18 07 11, App. 34.
Oskar Hinz, Spandauer Damm 88, 1000 Berlin 19.

II. Landesgruppe Baden-Württemberg:

Johann Spertal, 7250 Leonberg-Eltingen, Tiroler Straße 13,
Telefon (0 71 52) 4 84 47.

1. Bezirksgruppe Stuttgart:
2. Bezirksgruppe Tübingen: Arthur Reinecker, 7441 Neckartenzlingen, Marktplatz 14.
3. Bezirksgruppe Freiburg: Fritz Kweder, 7601 Ortenberg, Freudental 34, Telefon (07 81) 38 41.

III. Landesgruppe Bayern:

1. Südbayern: Ewald Gerulat, 8358 Vilshofen, Asamstr. 8.
a) Augsburg-Schwaben.
2. Franken: Walter O. Lüneburger, 8500 Nürnberg, Schweinauer Hauptstraße 48, Telefon (09 11) 66 24 57.
a) Schweinfurt: Theodor Knappke, Haylmannstraße 2.
b) Bad Kissingen: Georg Schön, Eschenstraße 18.

IV. Landesgruppe Bremen:

Bruno Sprung, 2800 Bremen-Arbergen, Heisiusstraße 40,
Telefon (04 21) 48 07 94.

1. Diepholz: Alfred Franzkeit, 2839 Freistatt, Telefon Nr. (0 54 48) 82 73.
2. Osterholz-Scharmbeck: Ewald Bronnemann, Königsberger Straße 23.
3. Verden: Arthur Radetzky, 2801 Uphusen, Danziger Straße 351.
4. Oldenburg:

V. Landesgruppe Hamburg:

Oswald Schwandt, Mühlenstraße 32, 2082 Uetersen.

VI. Landesgruppe Hessen:

Arnold Kalkau, 6000 Frankfurt (Main), Zeisselstraße 48,
Telefon (06 11) 59 66 36.

1. Frankfurt/M.: Otto Steuernagel, 6230 Frankfurt (Main)-Zeilsheim, Pfluggfad 5, Telefon (06 11) 36 36 01.
2. Wiesbaden:

VII. Landesgruppe Niedersachsen:

Arnold Döring, 3000 Hannover, Yorckstraße 11, Telefon Nr. (05 11) 31 17 11.

1. Braunschweig/Salzgitter-Lebenstedt: Wilhelm Kumpfert, 3321 Salzgitter-Reppner, Am Kiehwinkel 9, Telefon (0 53 41) Nr. 4 19 53. Geschäftsstelle: 332 Salzgitter-Lebenstedt, Propst-Tittelbach-Weg 11.
2. Hannover:

VIII. Landesgruppe Nordrhein-Westfalen:

Albert Unger, 5760 Arnsberg 1, Litauenring 74, Tel. (0 29 32) Nr. 2 15 38.

1. Arnsberg: Willi Jonat, 5760 Arnsberg 1 (Müschede), Steinstraße 12.
2. Duisburg: Richard Krause, Sternbuschweg 102 c, Telefon Nr. (02 03) 35 54 07.
3. Essen: Otto Federowitsch, Lessingstraße 15.
4. Mülheim: Thomas Neumann, An der Halde 23.

IX. Landesgruppe Rheinland-Pfalz:

Maria Schweiger, 6750 Kaiserslautern, Hallesche Straße 5.

1. Bad Kreuznach: Ruth Galgala, 6534 Stromberg/Hunsrück, Schwieker Straße 13.

X. Landesgruppe Schleswig-Holstein:

Arthur Hoffmann, 2370 Rendsburg, Danziger Straße 2, Telefon (0 43 31) 4 12 24.

DIE „RAUTE“, Nachrichtenblatt für Deutsche aus Litauen, 5760 Arnsberg 2, Rathaus, Zimmer 10, Telefon (0 29 32) 40 35.

„HEIMATSTUBE der Litauendeutschen“
5760 Arnsberg 1, Burgstraße 17.

Heimatortskartei der Litauendeutschen: 2234 Burg/Dithmarschen, Buchholzer Straße 40, Telefon (0 48 25) 23 24.

Hilfskomitee der Evangelischen Deutschen aus Litauen:

Bund der Vertriebenen — Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände — 5300 Bonn, Gorch-Fock-Str. 1, Tel. (0 22 21) 65 32 45

P A T E N S T A D T — Arnsberg
Stadtverwaltung

Werde

Mitglied

Deiner

Landsmannschaft

Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft
der Deutschen aus Litauen i. B. e. V.

5760 ARNSBERG 1

Burgstraße 17

Telefon (0 29 31) 40 35

Postscheckkonto: Hannover 882 81-300

DER DEUTSCHE AUS LITAUEN

trägt zum Zeichen seiner lands-
mannschaftlichen Verbundenheit
sein



heimatliches Wappen, das sil-
berne Rautenkreuz im grünen
Rautenfeld auf schwarz-weißem
Schild.

Zu haben in der Geschäftsstelle
der Landsmannschaft.